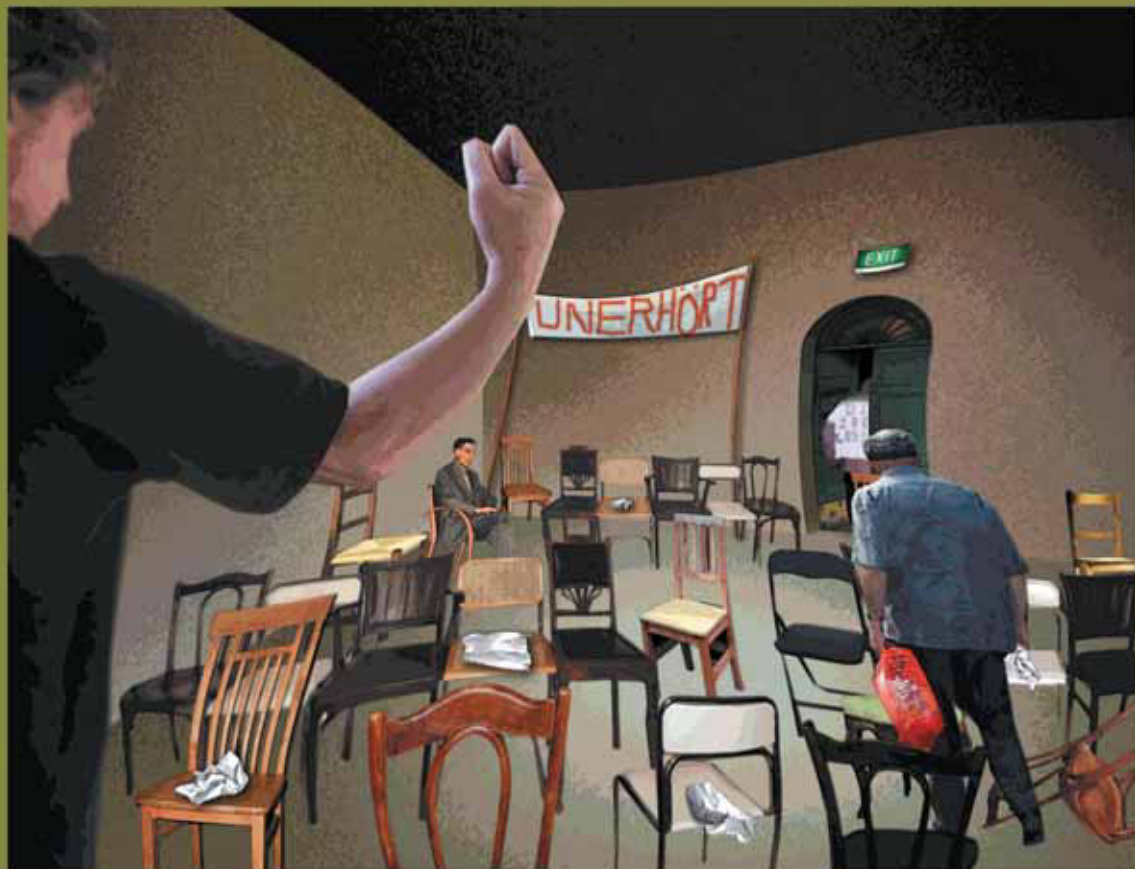


DICHTUNGSRING

Zeitschrift für Literatur



Wie sind Sie bloß auf die Idee gekommen, wo nehmen Sie nur den Mut her, was denken Sie, wen Sie vor sich haben, vielleicht haben Sie die Güte und erklären..., wollen Sie mich gefälligst ausreden lassen, was glauben Sie, was Sie sind, soll ich noch deutlicher werden, verstehen Sie mich etwa nicht, können Sie mir noch folgen, hören Sie mir eigentlich zu, ja, sind Sie überhaupt noch da..., warum fühle ich mich nach jedem Gespräch so ausgehöhlt und hundeelend?

(WENDEL SCHÄFER: Das Gespräch)

DICHTUNGSRING 35

Zeitschrift für Literatur
2007

Empörung

Impressum

Dichtungsring Nr. 35, 2007

Herausgeberin dieser Nummer

Mitarbeit

Layoutausführung, Satz

Druck

Gegründet 1981 von A. Knauth et al

Francisca Ricinski- Marienfeld, Bonn

Susanne Schmincke, Koblenz

Barbara-Marie Mundt, Olhão, Portugal

Druckerei Gerhards GmbH,
In den Wiesen 22, 53227 Bonn

Redaktion und Autorengruppe

Ulrich Bergmann, Werner Brand, Rainer Maria Gassen, Ines Hagemeyer, Ingo Kottmayr, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Barbara-Marie Mundt, Siegfried Mundt, Francisca Ricinski-Marienfeld, Horst Saul, Susanne Schmincke, Renate Voswinkel, Gerd Willée, eje winter, Gisela Zimmer

© Copyright bei den Autoren

Im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.de>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Homepage des Dichtungsring veröffentlicht

Thema der nächsten Ausgabe

Körper

Redaktionsadresse

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann
Lotharstr. 9, 53115 Bonn
E-mail: uli.bergmann@web.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

9,00 Euro plus Versand

Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn
BLZ 370 501 98
Konto 145 014 437

ISSN 0724-6412

Inhalt

Titelbild: " Stühle im Aufruhr", Fotocollage (Francisca Ricinski und Günter Ruch)
Innenseite: Wendel Schäfer, „Gespräch“

Impressum

	Seite
Editorial	8

I. Po, äh-Sie

PAPI	Grafik	9
Uwe Mackert	ohne Titel	10
eje winter	ohne Titel	11
Katrin Merten	Mein fieberheißer Kopf	12
Katrin Merten	In tiergleicher Wildheit	13
Horst Nägele	Ash-bin-Laden	14
Regine L. Birkner	An M	15
Regine L. Birkner	Ms Po Ems	16
Regine L. Birkner	Empörend	17
Regine L. Birkner	ver lust irren	18
Queneauth	decaglottadecadente	19
Katrin Merten	Im Innenraum der Worte	20
Fabian Probst	Letzter Akt	21
Lukas Abendroth	Elegie der Straße	22
Barbara-Marie Mundt	fliegen	24

II. Wessen Herz empört sich nicht?

PAPI	Grafik	26
Gerd Willée	empörende Weltordnung	27
Werner Brand	Empörung im November 2006	28
Stefan Heuer	milch	30
Stefanie Golisch	Ich bin Ada	32
Michaela Abresch	ohne Titel	37
Paul Murphy	Being murdered while eating my fish supper	38
Paul Murphy	Dootschaten bie't Fischeeten (Übersetzung ins Mecklenburgische von Siegfried Mundt)	39
Markus Berger	Tröp me!	40
Holger Dauer	Das Spiegelbild	43
Julia Schiff	Haiku	45
Annette Amrhein	Schafe	46
Martin Hörner	Kenotaph	50

Ernst Bloch	Sinn der Folter	51
Ines Hagemeyer	indignación	55
Rita Kupfer	Die Stadt. Unbenannt I	57
Simona Grazia-Dima	Tineri	58
Simona Grazia-Dima	Jugendliche (Übersetzung von Anton Potche)	59
Rita Kupfer	Die Stadt. Unbenannt II	60
Peter Ettl	Tierisch	61
Robert Schaus	Gedichte	62
Iris Schröder	fuer die taeter zigarren	63

III. und aus dem mund ein schwall...

PAPI	Grafik	65
Markus Berger	Freezeländer Express-Ionen	66
Ulrich Bergmann	Überholversuch	68
Judith Stadlin		71
Michael van Orsouw	End Rüste Weger Haare	
Marjana Gaponenko	Bespuckte Dame	73
Bettina Brunstein	Joghurtbecher	74
Stefan Heuer	und aus dem mund	77
Sabine Römmer	Mit Sicherheit	78
Elke Engelhardt	Ausbruch	79
Hans-Jürgen Hilbig	komm wach auf	82
Rainer Maria Gassen	Karin Hoffmann	84
Horst Saul	Foto	91
Ursula Koch	Subjektanalyse	92
Martina Klein	Abschiedsbrief an eine Schlampe	93
Sandra Niermeyer	Der Mann, die Frau und der Hund	96
Horst Saul	Engführung	98
Katharina Körting	Grauer Teppich	100
Claudia Ratering	Die blaue Büchse	103

IV. Hoch mit dir, Land

PAPI	Grafik	105
Sarah Wischka	Projekt Flut	106
Michael Krupp	Robinien	109
Reinhold Budde	Empörung (Fotomontage)	112
Siegfried Mundt	In der Kajüte	113
Jan-Eike Hornauer	Rebellion 2007	116
Barbara-Marie Mundt	ausgelöscht	117
Michaela Schröder	Aufgang zur Unmündigkeit	120
Tobias Sommer	Rückstände III	122

Frank Milautzki	Kleinform soll	123
-----------------	----------------	-----

V. Vo M Pörer zum Ver S törer

PAPI	Grafik	124
eje winter	pinocchio mit schwein und absurdem huhn (comic)	125
Uwe Mackert	Urknallmentalität I	129
Uwe Mackert	ohne Titel	130
Bruno Kartheuser	strelnikow (lokführer)	131
Ronald Augusto	muro (Textgrafik)	137
Norfran Schaaf	Im Handumdrehen	138
Ingrid Leibhammer	Nachwachsende Ressourcen	140

VI. Die kranke Welt reist an

PAPI	Grafik	142
Arthur Breinlinger	ohne Titel	143
Boris Paskov	Alle Wege	144
Boris Paskov	Übersetzung	145
Emil Nicolae	Psychodrom	146
Manfred Pricha	Empörung und Einschüchterung	147
A.J. Weigoni	Wortkeulen - ein Andante furioso	148
Lukas Abendroth	Von A wie Amok bis W wie Weißglut	149
Andrea Miesenböck	Februarskizze	150
Roland Steiner	Satur/n ausweisen	152
Rainer Komers	Was ein Mensch* macht	154

VII. Rezensionen

Haimo Hieronymus,	Vor Idole 3, Grafik	155
Markus Berger	Theaterkunst für alle	156
Daniel Stuparu	Von den „ANSICHTEN eines Clowns“ zu den „Ansichten eines CLOWNS“	157
Ines Hagemeyer	Zu: Leticia Manzino - Sage nicht Tod	160
Gerd Willée	Myriam Keil: Angst vor Äpfeln	162

VIII. Würdigung

Gheorghe Grăciun / Marius Chiviu (Interview)	Ein wahrer Dichter ist ein unheilbarer Masochist	163
---	--	-----

Rückseite innen: Natasha Nuhanovic, „Der Tod“

Rückumschlag: Rainer Komers, „wirrwarrenwelt“, Wortgrafik

Editorial

Eine Fliege kommt durch das offene Fenster, setzt sich mitten auf den frisch gebackenen Kuchen! Zwanzig Tote bei einem Selbstmordattentat in Kabul, über fünfzig Schwerverletzte! An den Polkappen schmilzt das Eis und der Papst tut nichts dagegen! Plötzlich ertragen wir nicht mehr den Anblick unseres Körpers, erklären den alt wirkenden Stirnfalten den Krieg. Was wir damit sagen wollen: Empörung ist in uns, um uns und wir stellen uns diesem Gefühl tagtäglich.

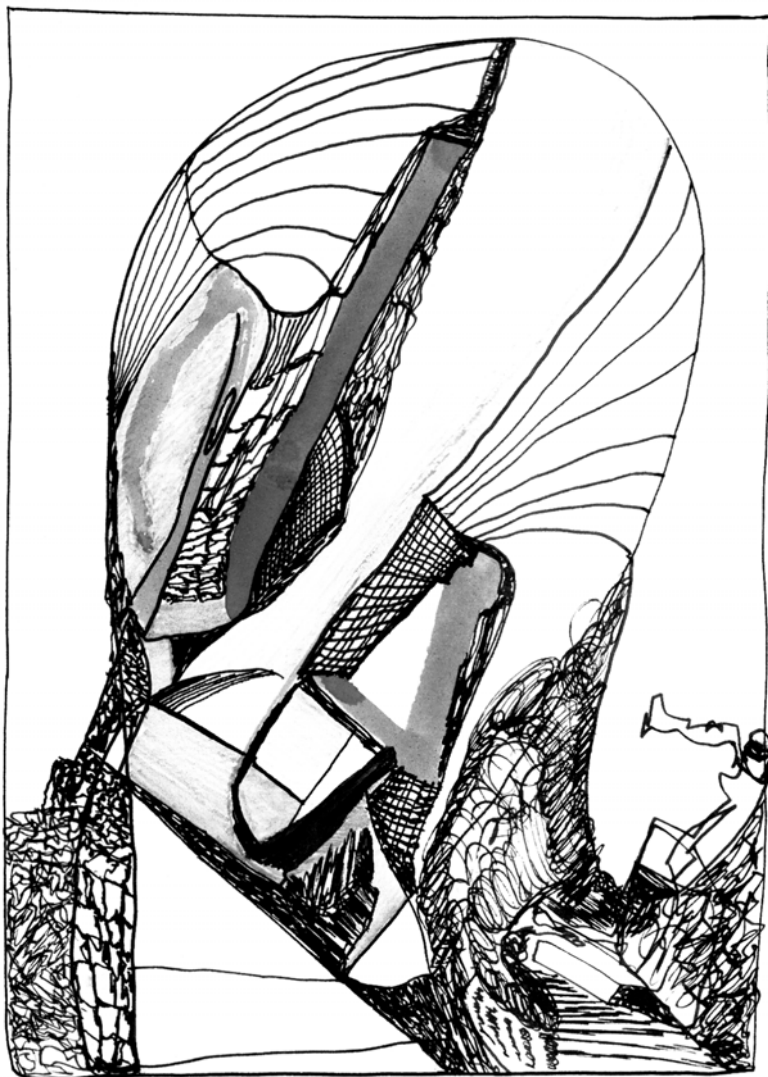
Trotz dieses umfassenden Themas bekamen wir anfänglich nur einzelne gute Texte in die Redaktion geschickt, so dass wir -natürlich besorgt, kaum empört- überlegten, dieser Ausgabe einen anderen Inhalt zu geben. Erfreulicherweise hat sich das Blatt gewendet und zahlreiche Einreichungen von beachtlicher Qualität und Originalität machten uns die Auswahl nicht leicht. Deshalb mussten wir nach reiflicher Überlegung etliche gute Texte ausgliedern und werden sie auf die Internetseite des „Dichtungsring“ setzen. Unter <http://www.dichtungsring-ev.de/> können Sie also weitere Facetten der Empörung entdecken.

Oft erschließt sich der Betroffenheitsgrund oder innere Aufruhr des Protagonisten dem Leser nicht sofort. In anderen Fällen möchte man gleich dem Autor aufschreiben und gemeinsam ausbrechen und protestieren. Und dann gibt es die besonderen zwischenmenschlichen Beziehungen! Sie entwickeln ihre eigene Dynamik, Diskussionen eskalieren, Worte zerschneiden die Luft. Das aufgestaute Gefühl dehnt sich aus, der Druck im Kessel steigt. Die Ich-, Du- oder Wir-Planeten prallen aufeinander und irgendwann knallt es: Ein sich bis zum Himmel windendes Feuerwerk aus Gift und Galle. Manchmal braucht ein solch leicht entzündlicher Empörungsdrache nur wenige Augenblicke, um über erhitzten Bauch und Hirn zur Faust zu gelangen! Ein wirkliches Desaster droht zu entflammen, wenn Regierungen, Religionsführer oder Völker sich übereinander empören; dann heißen diese Riesen nicht mehr Knallkörper, sondern Bomben...

Kann aber jemand von sich behaupten, dass er wirklich, wie Kant es fordert, so selbstlos und moralisch handelt, und dass die Vernunft die totale Gewalt über seine Emotionen und Handlungen hat? Ob uns und unserer Umwelt die Empörung zugute kommt und ob wir ohne diese Empfindung bzw. diesen über sich hinaus wachsenden emotionalen Zustand in seiner vielfältigen Szenerie überhaupt leben könnten - auch in dieser Ausgabe wird der Leser nicht die endgültigen Antworten darauf finden.

Aber reichliche Hinweise und Denkanstöße bekommt er allemal, und stets die Einladung zur eigenen Reflexion und Sinndeutung.

Francisca Ricinski-Marienfeld und Susanne Schmincke



Po, äh-sie

UWE MACKERT

Blase an Blase
wie eine Kette
kommen sie
aus dem Kopf geflogen
und mit einem Schnalzer
zerplatzen sie
an der Scheibe
bis man sie hört
und das Denken einstellt

eje winter

ich sehe wind kommt auf
ich sehe ein himmel strukturlos
wirft mir helligkeit zu
wahrnehmung: das ist morgendämmerung

und ein paar vögel spatzen auch raben
sitzen im spitzahorn rufen vom schwankenden
ast herüber wind kam ja auf rufen mir zu
musique concrète ein angebrochener tag
wie es hell wird empfindung:

ecce das leben durchstreifend
garten (raum) und zeit und da doch wind
anhob auftrieb in die höhe
pickt ein sperling (passer montanus)
unser aller seelen auf trägt sie
bis ins gebirg (vielleicht): aufprall im geröll

KATRIN MERTEN

mein fieberheißer Kopf konstruiert andauernd Kausalitäten:
Folgen & Folgesfolgen unbedingter Ursachen (Geradlinigkeiten),
meine gerasterte Retina spiegelt Vektoren, variabel
in Anstieg & Abstand zum Ursprung (aber berechenbar),
fahring Fingern zählen in jedem Zeitbruchteil die Unmöglichkeit
des Zufalls nach, in wechselnden Perspektiven
beugen sich Sinnzuschreibungen bis hin zur Beliebigkeit.

KATRIN MERTEN

in tiergleicher Wildheit erhebt sich ein ungerichtetes Sehnen
zum manischen Drang nach Entgrenzung, etwas reißt aus
den Linien der Landschaft die Schnüre, es fallen
die Flächen, es brechen die Farben zum Spektrum sich auf,
verweitet der Fokus, zergliedert sich Ganzes, wird Faser & Faden,
Fragment, das sich spaltet, der Körper entkoppelt, gekästelt
ins Kleinste, gefaltet die Ränder von Zeit & von Raum aufeinander,
sie zurren sich fest, wo Gewußtes sich stammelt, Geahntes
sich findet & etwas markiert einen stillen Moment.

HORST NÄGELE

ash-bin laden

bin
bin entsetzt
bin
bin ganz außer mir
und dir
bin
bin verärgert
richtig
wütend
bin
bin entsetzlich entsetzt
über das entsetzliche
des entsetztseins
über jenen elften neunten
bin
bin ganz entsetzt
kann nicht mehr
seit jenem elften neunten
ist kein gedicht mehr
des entsetztseins möglich
zum herunterladen
aus den leckenden biomüllpfannen
in den durchstrahlten ash-bin

REGINE LEONORE BIRKNER

An M

Ach M,
Poren reißen mir
Löcher in die Haut
will nichts hören
mich M pören
denn sie stören
mich in Nöten
möchte töten
doch sie böten
einem Pöten:
M, gepört
Pösie zu flöten

End, dein Poe

REGINE LEONORE BIRKNER

Ms Po Ems

oder

ein Kurztrip
von Dortmund
nach Florenz

M.Po ehrt

Po at tree
Po, äh sie

Poems Wert

REGINE LEONORE BIRKNER

Empörend

Vo M Pörer

zum ver S törer

kam vo R ichter

und wir D Ichter

REGINE LEONORE BIRKNER

ver lust irren

Als M. Pört sein "r" verlor
erschrak er
zuerst
fühlte sich
dann
erleichtert

schärfte
den Verstand
spaltete
das „ö“

und ward
ein Dichter

decaglottadecadente¹

El Occidente decadente ... una risa estridentista ... tra i denti cadenti. El tiempo le ha tomado el pelo. La Grèce, jadis, la grâce, en Grèce progresse la graisse. Pythagoras και Pita Gyros, Atenas apenas un Hellas hélas! Marktsklaven ... o Real maravilhoso do Brasil ... auf dem Sklavenmarkt. Nous consommons, donc nous sommes. El champán de cada día et le matraquage publicitaire par le bâton rouge. LipStickPolicy. And Axe rolls on and on ... *Deo gratias* ... Axé! Beim Dealen mit Idealen wird Dasein zum Design. La nanarobotique crée Miss Erfolg e l'umacchinanimale. Quelle Strand*plage* a plague these diese GrilsGirls! Malgré la fureur la fureur du Führer et les Bücher au bûcher, les Boches en France sont devenus les Bosch. „C'est beau, c'est bon, c'est Bosch“. C'est vrai. Recht so. Allemagne-toi le popotin. Deutschland über ... *allez!* ... sagt alles über Deutschland. Πάντα Rhein ... *tudo riocorrente* et tout est récurrent ... *riverrun* ... l'étaal létaal de la Busherie en Iraque. Qué U.S.urpación! Les faucons, je vous le dis, sont de vrais cons. Tout comme un bon Aryen est un bon à rien c'est tout comme. L'Église en éclipse. *La pipe au papa du Pape Pie pue* Wenn der Papst pupst pst! les évêques défèquent. Enfin, ce n'est qu'une bouffée d'Esprit malSaint. Méfiez-vous de la contrepèterie car Qui ne dérape au départ est viré à l'arrivée ... from the womb to the tomb das Streben zum Sterben de l'abc au bac. Pour lutter contre l'analphabétise il faut remonter la Pentecôte ... in Übersetzungen reden: la cerise ist das Sahnéhäubchen auf dem i le Pünktchen sur le gâteau ... le mariage die Ehe c'est tuer la poule aux œufs d'or ist eine erneuerbare Energie ... uno, dos, unidos! Le coq chante toujours avant la poule aber die Frau hat immer das letzte Wort. Gender Studies EMMA M.A. *Disputiamo* a Hegel ses thèse antithèse et prothèse ... Mon cœur est vert comme la terre ... C'est à la Jeansjacke qu'on reconnaît Jean-Jacques ... et science sans conscience n'est que science et conscience sans science c'est con ... Homère ... ô ma mer! ... Aquaquaqua am Anfang war ... Cogito ergo zaoum: Ilê aiê iê yeah! ... E todos os perenegrismos ... All you need is laugh.

1 Ein **Glossar** zu *decaglottadecadente* werden Sie auf den internet-Seiten des Dichtungsring finden

KATRIN MERTEN

im Innenraum der Worte verstummt der Klang einer Bedeutung.
was wir mit gierigen Mündern zu greifen geglaubt, lief aus
den Löchern des Lebens, verebbte in Untiefen. der Rest begriff sich
als Hohlraum, gerissenes Gefäß, an welches geschmiegt
uns die Lippen verdürrten. bleibt kreisend in Köpfen zuletzt: Schall,
Rauch, die ausgedrückte Zigarette, dem Schweigen angemessen.

FABIAN PROBST

Letzter Akt

Wir wollten spielend Welten besser wissen,
so sprachen wir und stellten uns dann quer.
Wir lachten, dachten, kein Theater wär
ein Rückschritt zu den leisen Kompromissen.

Als sie uns schließlich aus den Träumen rissen,
war diese Bühne morsch und menschenleer.
Wir fanden keine neuen Worte mehr
im fahlen Scheinwurf dieser Trostkulissen.

So sehr wir dann auch noch improvisierten,
kein Echo fiel zurück aus den Gesichtern;
sie fanden neue, zeitgemäße Meister.

Und als wir uns am Ende archivierten,
sprach niemand mehr von jenen alten Dichtern;
das Drehbuch schrieben andre große Geister.

LUKAS ABENDROTH

Elegie der Straße

Organische Wucherungen
der vielköpfigen Hydra des Aufstands,
die wie eine überschäumende Welle
mit gierigen Riesenfingern nach
Plätzen, Häusern, Parks und Palästen,
nach altem buckligen Pflaster greift,
um in einer Gegenbewegung
den Refrain,
das Crescendo der Steine zu singen.

Für Kinder, Hunde
und knüppelnde Polizisten
kein farbenfrohes lustiges Straßentheater,
sondern ein gruppengymnastisch angespanntes
und aufgelockertes Ungetüm,
ein formloser Wald aus Fleisch,
aus dem heraus
aufgeregte Stimmen murmeln und brüllen,
in dem man
die weiße Phalanx der Zahnreihen

in vor Hunger
oder Wut
 aufgerissenen Mündern sieht,
 die sich plötzlich
und wie auf Kommando
auf wie vielen Gesichtern
zu öffnen beginnen, um
 mit einem einzigen Mund
zu sprechen.

Auf dem Asphaltband Pflasterstrand
stimmt das Volk mit dem Fuß ab,
hier reimt sich Bein
 an Bein
auf steinernem Resonanzboden
zum Revolutionsballett,

das blockweise
und in dichtgedrängten Reihen
vorwärts! schreitet:
der Schritt,
er kann sich nicht verirren,
denn immer geht die Menge mit.

fliegen

ich hasse fliegen. ich bin verrückt nach fliegen. mein vater war ein flieger.
ich hasse fliegen.

sein flugbuch, flugstunden um stunden, distanzen, orte, stunden, abschüsse,
abschüsse

ich liebe flugzeuge, ich liebe fesselballone, zeppeline, doppeldecker, ja, für
meinen sohn habe ich einen doppeldecker aus dünnem sperrholz mit der
laubsäge ausgesägt, all die feinen verstrebenungen gesägt, geklebt, bemalt.
ich habe flugangst.

maikäfer flieg, dein vater ist im krieg, dein vater flog nach pommernland,
maikäfer flieg. mein vater war im krieg, mein vater flog nach engelland, en-
gelland ist abgebrannt, maikäfer flieg, dein vater ist abgestürzt, dein vater
ist ein held.

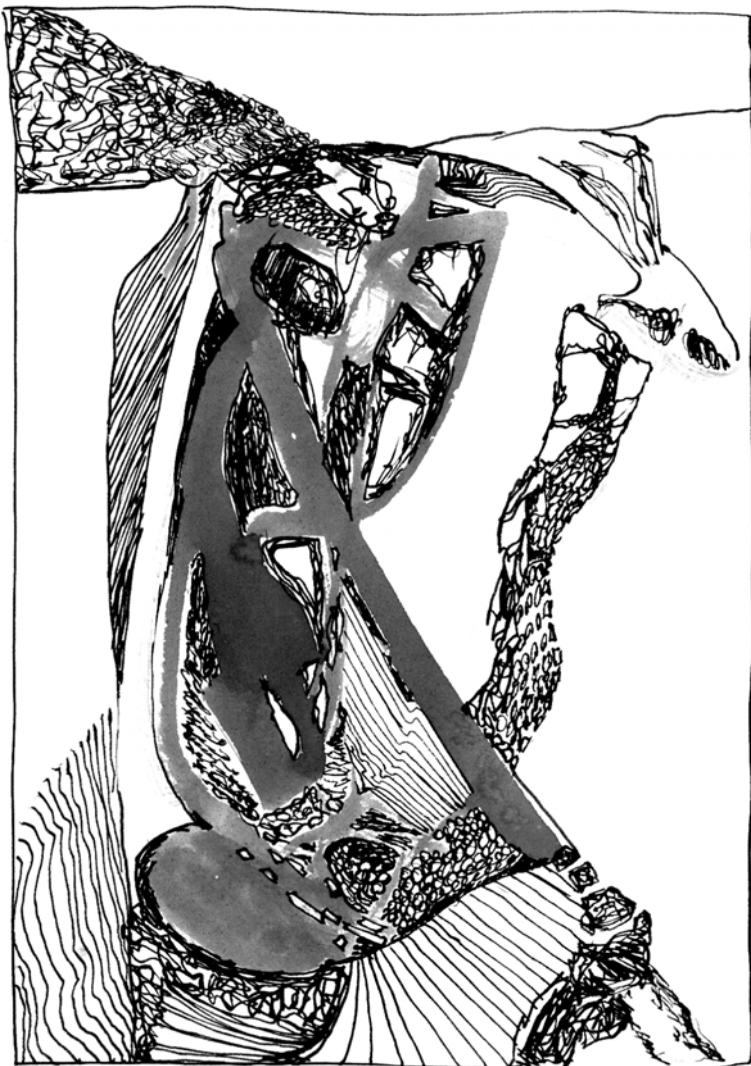
ich hasse fliegen. flugzeuge ziehen mich magisch an, in reisebüros die
großen modelle, immer schon wollte ich ein solches flugzeugmodell haben,
der propeller des ersten flugzeuges meines vaters auf dem dachboden, ein
handschmeichler, heimlich nur zu betasten.

vater ist um die ganze welt geflogen, privat, jeden kilometer akribisch auf-
gezeichnet, jede flugroute im atlas vermerkt, jeder flughafen, jeder noch so
kleine flughafen, ich hasse fliegen.

in meines vaters haus sind viele wohnungen, nein, keine wohnungen, in mei-
nes vaters haus sind viele fenster, und vor allen fenstern sind netze gespannt
und wann immer eine tür geöffnet wird heißt es sogleich türzutürzu. mein
vater hasst fliegen. in meines vaters haus, in meinem haus sind viele türen,
nein fenster, offene fenster, offene türen, katzen, hunde, käfer gehen ein
und aus, in meines vaters haus sind keine türen. keine offenen.

an türen klopfen. an geschlossene türen klopfen. an netze kann man nicht
klopfen. herzklopfen haben. im flieger. angst und herzklopfen haben. angst.
panisch türzu türzu.

fliegen können. im traum. über mondwiesen segeln, über eine grüne ebene
schweben. auf dem teppich ins traumland. fliegen können.
fliegen können krankheiten übertragen. türzutürzu.
fliegen können fliegen. durchs offene fenster hinaus. in den sommermorgen.
wir haben gemeinsamkeiten, vater und ich: wir hassen fliegen.
vater ist tot. komm lass uns fliegen ins land wo die zitronen blühen.



Wessen Herz empört sich nicht?

GERD WILLÉE

die sonne scheint
krähen fliegen vom baum auf
laut krächzend
scheißen auf die wäsche im garten
fliegen hohnkrächzend davon
und die sonne scheint weiter

empörende weltordnung

Empörung im November 2006

Am Tag, an dem Saddam Hussein „sichtbar empört“ (Der Tagesspiegel, Berlin) sein Todesurteil vor dem Sondertribunal in Bagdad vernahm, fragte ich eine deutsche Reisegruppe und einen Bundesbahnschaffner, was sie empört, was sie innerlich aufbringt, was sie zornig macht.

Diese zufälligen Antworten, hier nur in Stichworten - es gab reflektiert-politische Äußerungen, aber auch eher normorientierte, fast belanglose Stellungnahmen - ergeben trotzdem ein Psychogramm deutscher Befindlichkeit. Würde man chinesische Bauern oder Indios in Mexiko befragen, ergäbe sich ein anderes Bild, wenn auch mit der einen oder anderen Übereinstimmung.

Unhöflichkeit
Unordentlichkeit
Ungenauigkeit
Unpünktlichkeit
Unzuverlässigkeit
Respektlosigkeit
Falschheit
Lügen

Schmatzen beim Essen
Schnarchen
Handywerbung
Leute, die machen, was sie wollen
Dumme Antworten
Wenn mich jemand ständig kritisiert
Wenn man mich warten lässt

Naive Menschen, die alles glauben, was in der Zeitung steht
Engstirnigkeit

Intoleranz
Ignoranz
Ungerechtigkeit
Fanatismus in jeder Form
Rechtsextremismus
Rassisten
Mobbing
Klassengesellschaft
Aufspalten in Randgruppen
Ausschließen wegen Glauben, Herkunft
Technokraten
Armut und Elend
Walfang
Nichtunterschreiben des Kyoto-Protokolls
Irak-Krieg
Amerikanische Regierung

milch

“milch wird getrunken”, sagte der neben mir.

“nein, nein!” schrie der andere. “milch wird gegessen!”

ich schaute von meinem teller auf, beide wirkten nicht besonders intelligent. dem, der die ansicht geäußert hatte, milch werde getrunken, schien jedoch ein geringes maß an intelligenz verblieben zu sein.

wenige minuten zuvor war es noch ein ausgesprochen ruhiger nachmittag gewesen. ich saß in einer kleinen kneipe, hatte mir ein baguette bestellt und trank bier. der tageszeit entsprechend war der laden leer, außer mir und der bedienung waren nur noch die beiden männer da. eine gute halbe stunde hatten wir schweigend an der theke gegessen und ein fußballspiel verfolgt, das im fernsehen lief. plötzlich hatten die beiden angefangen zu reden, erst leise, dann immer lauter.

ich nippte an meinem bier, bald mußte halbzeit sein.

“natürlich wird milch getrunken!”

“nein, milch wird gegessen!”

der neben mir sitzende tippte mir auf die schulter.

“wir brauchen ihre objektive meinung.”

ich hatte keine lust, mich zu unterhalten. da ich mir aber sicher war, daß ich von der zweiten halbzeit nichts mitbekommen würde, wenn sich die beiden dann immer noch in dieser lautstärke unterhalten sollten, drehte ich mich um.

“ach, ja?” sagte ich.

“also. ich meine, milch sei ein getränk. verstehen sie? milch ist ein getränk, oder etwa nicht? schließlich wird milch getrunken. man gießt sie in ein glas und trinkt sie. oder?”

“worauf wollen sie hinaus?” fragte ich.

“nun. ich behaupte, milch sei ein getränk.”

“und?”

er zeigte auf seinen nachbarn, einen kleinen mann mit bart. “er ist der meinung, daß man milch nicht trinkt, sondern ißt. er frühstückt cornflakes mit milch und meint nun, milch würde man essen, nicht trinken.”

an dieser stelle brach ich das gespräch ab, bezahlte bier und essen und ging. meine zeit war mir zu kostbar, um mich mit solchen fragen zu beschäftigen.

die leere schüssel steht vor mir. zwei große portionen habe ich gegessen, sicher bin ich mir nicht. in der rechten hand halte ich zwar einen löffel, mein hals aber ist feucht von milch.

der blick ins lexikon soll gewißheit bringen. und tatsächlich, endlich, nach einigen zeilen lateinischer kürzel, stoße ich auf eine beruhigende aussage: der mensch gilt als geistig höchstentwickeltes lebewesen auf der erde.

die beiden sind mir einen schritt voraus, eine bittere erkenntnis.

Ich bin Ada

- ich bin dann einfach irgendwo stehen geblieben und mein Körper ist mit einem Ruck in die Hocke gesackt, so erschöpft war er plötzlich.

Dieses Haus ist ein Zufall. Oder die Seele der Welt. Oder ihr saures Mageninneres. Man kann die Dinge immer so oder so betrachten. Am besten fährt man allemal damit, stets Ausgewogenheit walten zu lassen. Niemals zu übertreiben und niemals im Kreise wohl gesonnener Menschen übertriebene, beziehungsweise missverständliche Ansichten zu äußern.

Diese ewige Stadt reißt uns, wie es in ihrer verführerischen Natur liegt, an jeder Straßenecke zu Begeisterungstürmen hin, nur mir ist leider von all der Schönheit schlecht geworden und von den grausamen und hervorragenden Taten, die der Grund dieser Schönheit sind. Bestimmt muß ich mich gleich übergeben! Auf offener Strasse! Gut, das meine zufälligen Reisegefährten um viele Biegungen schon in diesem Labyrinth verschwunden sind. Da auch ich dem Reiseleiter, einem in Rom ansässigen, europaverfallenen Amerikaner mit breitem Südstaatenakzent, den ganzen Tag hinterher getrottete bin wie ein Hund, habe ich nicht die geringste Ahnung, wo ich mich eigentlich befinde. Es versteht sich, daß derartige Reisen zur Ablenkung dienen. Keinesfalls soll man sich selbst auf die Spur kommen. Unfrei, sich Kastanien und Steine auf der Zunge zergehen zu lassen, wie jene alte Grußkarte in einem schäbigen Bücherkasten, auf der ein gewisser Gino de Dominicis seinen Freunden zu Weihnachten 1971 die Unsterblichkeit ihrer Leiber wünscht. Gern hätte ich mich der Wucht dieses Wunsches länger ausgesetzt und seiner Wirkung in mir nachgespürt, aber da er eindeutig nicht zu den Sehenswürdigkeiten Roms gehörte, war ich brav weiter gelaufen, ehe ich mir noch schlüssig hatte werden können, ob dieser Mensch seine Freunde nicht in Wirklichkeit zur Hölle gewünscht hatte!

Nein, meine fleischliche Hülle, die sich in diesem Augenblick durch Würgen und Speien einer fetten, salzigen, überteuerten pizza ai funghi entledigt, soll keineswegs auferstehen. Ich weise Ihren frommen Wunsch mit aller Ent-

schiedenheit zurück, Herr Dominicus, und gebe Ihnen statt dessen meine zu-
ckenden Eingeweide preis, wie sie an einer fremden Hauswand ihren unge-
nießbaren Inhalt erbrechen.

Ein Sinnbild? Was meinen Sie als sicherlich gebildeter Mensch dazu?

Stärker als meine Scham ist allemal die körperliche Erleichterung, von ge-
heimnisvollen biochemischen Prozessen in meinem Hirn sogleich in ein Auf-
flackern von Neugierde verwandelt, einen Anflug morgendlich ausgeruhter
Lebenszuversicht.

Zwar hat es Zuschauer gegeben.

Zwar würde ich mir jetzt liebend gern Gesicht und Hände waschen und mir
eventuell die Lippen frisch nachziehen. Mit leerem Magen und einem schar-
fen Kaugummi gegen den säuerlichen Geschmack im Mund, ist mein Fleisch
dennoch plötzlich wieder bereit, seiner Unsterblichkeit furchtloser ins Auge
zu blicken als noch vor einigen Minuten.

Ich weiß, ich müßte mich beunruhigen. Wo bin ich, lautete die pathetische
Frage, die dieser Situation angemessen wäre. Und: wo sind die Anderen ge-
blieben? Und: werden sie es bemerken, das ich ihnen abhanden gekommen
bin, oder sind sie womöglich froh, mich endlich los zu sein? Genauso froh wie
ich es bin, sie endlich los zu sein!

Bevor ich allerdings all diesen mich in Wirklichkeit längst nicht mehr interes-
sierenden Fragen nachgehen kann, beschließe ich spontan, mein Handy in
den ersten besten jener unzähligen Brunnen zu werfen, die noch auf den
unscheinbarsten Plätzen Roms dazu einladen, ein neues, unbeschwertes Le-
ben im Schatten unablässigen Plätschern zu beginnen.

Ich habe nämlich keineswegs vor, mich meiner Gruppe wieder anzuschlie-
ßen. Keiner Gruppe, wohlgemerkt. Weder einer Reisegruppe, noch meiner
Familie, noch meinem so genannten Freundeskreis, der mir mit seinem po-
lyphonen Seelenlärm langsam aber sicher die Ohren verstopft. Mag sein, das
Leben hat sie allesamt um das betrogen, was ihnen sozusagen von Rechts-
wegen zusteht, mich soll das Leben fortan nicht länger betrügen!

Hat dieses Haus eine Tür? Hat diese Tür einen Schlüssel? Hat jemand mein
Bett schon mit schneeweißen glatten Laken bezogen und für mich aufge-
deckt? Mir meine Liebesspeise zubereitet? Muß ich nichts sagen, keine Er-
klärung abgeben, die Stadt nicht in einfältigen Phrasen preisen und seine
baulichen Schönheiten und seine Gier nach Reichtum und Macht? Darf ich in
diesen stillen Räumen endlich von mir selbst schweigen? Von meiner Gier
und meinen täglichen Lügen, meiner Hingabe an Betrügereien aller Art und

von meiner ersten großen Liebe? Davon, daß ich wie alle Menschen kaltblütig bin und mir aus unwürdigsten Anlässen Tränen in die Augen schießen? Können wir hinter den verschlossenen Türen dieses Hauses, das die Seele der Welt ist oder nur ihr saurer Mageninhalt, die Peinlichkeit der menschlichen Existenz aus der Warte eines preußischen Offiziers bedenken, der sich um seiner verlorenen Ehre willen eine Kugel durch den Kopf jagt?

Tränen zu Eiter.

Abgeschlagene, blutende Gliedmaßen.

Wer oder was ersteht wo und in welcher Gestalt wieder auf? Wie lauten die neunundneunzig Namen aller möglichen Narrenkostüme? Und kommen am Ende die Abgerissenen zu den Abgerissenen und die Reichen und Schönen und Unbeschwerten wieder brav zu ihresgleichen?

Kann ich mich jetzt bitte endlich hinlegen und erst aufstehen, wenn ich im Traum alle Leben gelebt habe, die in meinem Blut lauern?

Ich denke, ich sollte dieses eine Mal nicht nachgeben und solange warten, bis die Tür sich auftut und den ungebetenen Gast mit offenen Armen empfängt wie in manchen Ländern Afrikas zur Mittagszeit Fremde von der Straße an üppig gedeckte Tische gebeten werden.

Hinter diesen Mauern ist ein Garten. Und in dem Garten ein Brunnen, um in ihn meine Gedanken zu werfen, einen nach dem anderen. Meine unsinnigen, unnützen, unoriginellen Allerweltsgedanken. Mein ganzes Leben werfe ich ohne Reue in diesen Brunnen. Einen Stein, um wiederzukommen und einen anderen, um auf niemals wieder zu kommen. Wie es mit mir weiter gehen soll, weiß der Nachtfrost allein. Oder es weiß jemand, den ich im Augenblick noch nicht kenne. Wenn ich nur lange genug geduldig vor dieser Tür ausharre, wird sie sich über kurz oder lang auftun. Jemand wird von der Arbeit nach Hause kommen, um seine Katze zu versorgen. Das neue Jahr ist gerade erst angebrochen. Jetzt heißt es Pläne schmieden! Eine Kerze anzünden und solange in ihre Flamme starren, bis sie verlischt. Ein Telefonat nicht tätigen. Dieses Kleid anziehen, dieses Kleid, dieses Kleid, für das es niemals eine Gelegenheit gab.

Tut sich die Tür erst auf, wird es der Beginn einer Geschichte sein, was sage ich! eines Romans des 19. Jahrhunderts, mit Haupt- und Nebenhandlungen und einer Protagonistin, die jede noch so prekäre Lebenslage zum Funkeln bringt. Noch eine Moral hält dieser Roman unter seinen Fettflecken bereit, oder deren Andeutung oder wenigstens einen banalen Hoffnungsschimmer, über den sich der Autor insgeheim tot lacht. Dein Leben hat einen Sinn, sagt

dieser Roman. Wohin auch immer du deine Schritte lenkst, ich bin schon da, keine Angst, ich warte auf dich, bis du endlich kommst, um mir die drei bis fünf Dinge preis zu geben, die in der Hexenkammer deines Gedächtnisses wesen.

Drei bis fünf Dinge.

Während ich versuche Ding Nummer 1 in Gedanken zu umfassen wie eine Schlange ihr hilfloses Opfer, gehen Menschen an mir vorüber durch diese schmale Gasse. Gegenüber, ein altmodischer Tuchladen und ein ebensolches Eisenwarengeschäft. Hier und dort brennt Licht hinter einem Fenster.

Während ich krampfhaft versuche an mich selbst wie an ein Funkeln zu denken, streifen meine Blicke jene, die vorüber gehen. Der alte Mann mit Stock und rotem Schal und grauem Gesicht.

Drei bis fünf Dinge.

Der beleibte Tuchhändler, wie er breitbeinig im Eingang seines Ladens steht und zwei Zigaretten gleichzeitig raucht.

Beim Warten auf.

Den römischen Statuen fehlen Nasen, Arme, Flügel, Geschlechtsteile.

Drei bis fünf Dinge.

Dieser Frau fehlt ein Bein. Weshalb nur hat sie sich einen so jungen Hund zugelegt, dessen überschäumende Energie ihn an seiner Leine zerran lässt und sie im nächsten Augenblick zu Fall bringen wird? Man wird sich über diese komische Szene ausschütten vor Lachen!

Touristengruppen, deren schamlose Digitalkameras die Stadt verhöhnen und verhunzen.

Der Brunnen da, in den ich in hohen Bogen mein Handy geschleudert habe. Ein streunender alter schmutziger Pudel.

Drei bis fünf Dinge.

Ein Ball spielendes Kind.

Und sie stachen in See in einem Sieb.

Da ist er, der erste und der letzte Satz!

Gewichtigeres habe ich meinem Bericht für keine Akademie nicht hin zu zufügen, als das ich bis weit nach Mitternacht an jenem schicksalsträchtigen Ort ausgeharrt habe. Einen Abend lang war ich in der römischen via dei falegnami die Protagonistin eines jener abgeklärten Romane unserer Zeit, in denen kaum etwas geschieht aber dafür reichlich reflektiert wird. In denen ein kostbares, belangloses Ich sich so lange anhaucht und blank poliert, bis

es unendlich gelangweilt am Ende einschläft. Dem Prinzen keine Prinzessin und der Prinzessin kein Prinz. Nur ein kleiner Junge, der zu seiner Mutter sagt, guck mal, die Frau da, hat die kein Zuhause? Und die Mutter, die ihn rasch fort zieht.

Drei bis fünf Dinge.

Der alte rüddige Pudel, der sich als mein Wächter aufspielt und in Wirklichkeit nur auf die passende Gelegenheit wartet, seine spitzen Zähne in mich zu schlagen. Sich an meinem Fleisch gütlich zu tun, dem um Himmels Willen die Schande der Unsterblichkeit erspart bleiben möge! Dann lieber von diesem eindeutig falsch spielenden Pudel auf offener Straße hingerichtet werden!

Drei bis fünf Dinge.

Und immer noch bin ich, so sehr ich mir auch das Hirn zermartere, nicht über Punkt 1 hinausgelangt.

Auf jeden Fall brennt hinter einigen Fenstern noch Licht. In dem kleinen Brunnen, auf dessen Grund mein Handy seine letzte Ruhestätte gefunden hat, plätschert Wasser um einen anmutigen mythologischen Figurenreigen. In der eisigen Kälte dieses Stilllebens muß ich irgendwann wieder in die Hocke gesackt und eindämmert sein.

Auf jeden Fall fällt der Nachtschatten des beleibten Tuchhändlers von sehr weit oben über mich als ich plötzlich aufwache und ihn in einer Sprache, die ich nur sehr unzulänglich verstehe, zu mir sprechen höre. Sind es Liebesworte? Gleichgültiges Geschwätz?

Zu müde, um mir über diese Frage ernsthaft Gedanken zu machen und zugleich erleichtert, daß meine ganz und gar unwahrscheinliche Hoffnung sich in gewisser Weise doch noch erfüllt hat, richte ich mich langsam auf und sage mitten in das weit aufgerissene Maul des Februarfrostes hinein:

ich bin Ada.

MICHAELA ABRESCH

so

wie man münzen aufeinander stapelt

zehn einzelne eurostücke

beispielsweise

oder zwanzig fünfziger

akkurat und akribisch

schichte ich türme

aus empörung

akkurat und akribisch

in verschiedenen höhen

je nach intensität

solange ich schweige

droht keine einsturzgefahr

PAUL MURPHY

Being murdered while eating my fish supper

Twas a cauld and windy evening in October
me fish supper sizzling in me lap
when the bullets whizzed through the windy
(thus confuting windy or windy?)
lacerating me head and shoulders

and terrible pain this parting.
me fish supper: (caesura) never, never
again to spot yer hollowed eye
and cheeks, your fulsome breasts

(lament of strings)

of me sad wee fisheeeeyyyy.

sing to the fishes
O my son, and part yer cheeks
let fly a parting fartlet
in Schopenhauer's fat face.

For he wasnt here but dead
and somewhere else dead
or on someone else dead.

O the windy, the fishy

the ache in the arse,
the unbuttoned fly.

So raise your ample glasses now
and sing the lament of the fisshheeyyy.

(did you get it?)

Doodschaten bie't Fischeeten

Dat weer een küllen un pustigen Oobend in'n Oktober
mien Fischeeten brutzelt in mien Schoot
as de Kugeln dör de Wind suusten
(windich un pustig dörcheenanner bröcht?)
dörchlökert mie Kopp un Schullern

un bannige Pien in de Deelung.
mien Fischeeten: (caesura) nie, nie
wedder tau kieken dien lerrich Oog
un Backen, dien pralle Bost

(gefiedelt Truurichkeit)

von mien truurich Fischo--og

sing tau de Fisch
Oh mien Söehn, un Backen uteenanner
laat fleigen as Adjess een lütten Pup
in Schopenhauer sien fette Sn uut.

Denn he weer nich hier bloos dood
un irgendwo süss dood
oder op irgendeen süss dood.

Oh de windig, de fischig

de Wehdaag in'n Mors
de apen Büx.

So böör op dien grooten Beker nu
un sing dat truurich Leid von dat Fischo--og.

(hest verstaan?)

Tröp me!

Prolog

Empört --- empörend: outrageous, atrox, révoltant,
scandaloso, verontwaardigd, escandaloso, kizmak ..!!

<<<

Schreie und Aufforderungen zur

Empörung:¹

„Empört euch, der Himmel ist blau.“² Doing the

indignant.³ I was going to reply

indignantly that we were not⁴

schamzerpört.⁵ Dirne

empört Du? (...) Strahler

Empörung vor Ihm, schleudert Strahlen Wir!⁶ »Das ist nicht wahr!« sagte sie

empört.⁷ Ich war verblendet, war betört, / als ich mich gegen dich

empört.⁸ Sie

empört ... so meenst de dät?...⁹ Dieser pathologische Haßausbruch ist nur
aus (...)

empörtem und verwundetem Gerechtigkeitsgefühl zu verstehen;¹⁰ Wo kein
Orkan sie

1 Kurt Pinthus, Zuvor; in: Theorie des Expressionismus, hrg. von Otto F. Best

2 Alfred Andersch, Titel eines Gedichtbandes

3 James Joyce, Ulysses

4 James Joyce, Dubliners

5 August Stramm, Freudenhaus

6 August Stramm, Geschehen

7 Arno Schmidt, Schwarze Spiegel

8 Karl May, Bitte; in: Himmelsgedanken

9 August Stramm, Rudimentär

10 Klabund, Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde

empört, wohin kein Blei je hinabsank.¹¹ Aber gegen eine Frau, die aus kaltem
Stolze, aus überlegtem Ehrgeize, Freveltaten verübet,
empört sich das ganze Herz; ...
empört unsere ganze Empfindlichkeit.¹² Laut
empört sich das menschliche Gefühl.¹³ Wessen Herz
empört sich nicht?¹⁴ Selbst die erprobtesten Patrioten (...) gerieten in
Auflehnung und
Empörung.¹⁵ & unser Ich
empört sich gegen Willkür, an einem fremden verübt;¹⁶ ja es
empört im tiefsten Grunde, das Sinnlose Leiden zu sehen.¹⁷ die
empörte, mißehrte, / tückische Herrin im Haus,¹⁸ die desto mehr
empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist,¹⁹ gegen welche seine ganze
thierische Natur sich
empört.²⁰ Nun
empört die Niedrigen alles Wohltun und kleine Weggeben; und die
Überreichen mögen auf der Hut sein!²¹ Ist es denn dem freien Willen des
Menschen möglich, in dieser schönen Schöpfung Gottes etwas zu verderben,
so ist er ja wirklich Gott gleich, so läßt sich ja wirkliche

11 Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität

12 Lessing, Hamburgische Dramaturgie

13 Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität

14 Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie

15 Klabund, Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde

16 Jean Paul, Vorschule der Ästhetik

17 Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen

18 Aischylos, Agamemnon

19 Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen

20 Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung

21 Nietzsche, Also sprach Zarathustra

Empörung der Geschöpfe gegen den Schöpfer, der endlichen Wirkung gegen die unendliche Ursach denken?²²

>>>

Epilog

Emp-eur-ung

Emp-hoer-ung

Em-peure-ung

M-pö-Rhung

Amp-öhr-ung

Emm-pueue-rung

22 Karl Philipp Moritz, Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers

Das Spiegelbild (Auszug)

Der Mann musste schon vor ihr da gewesen sein, vielleicht hatte er sich in eine dunkle Ecke der Bushaltestelle gedrückt, in der er auf den ersten Blick nicht zu entdecken war, lauerte dort womöglich schon stundenlang, er war nicht groß, leicht untersetzt, etwas jünger als sie, der Kragen seines Anzugs war verblasst, am Hemd fehlte ein Knopf, bestimmt war seine Hose verschlissen, seine Schuhe oder Sandalen ausgetreten, vielleicht fehlte ein Absatz oder die Schnürsenkel, Alice wagte es nicht, den Blick zu senken. Seine Augen tanzten auf ihrem Körper, als feierten sie ein wildes, rauschhaftes Fest, so jedenfalls war es ihr vorgekommen und so hatte es sich in ihr zerwühltes Gedächtnis eingebrannt - genauso wie all die anderen Erlebnisse und Eindrücke auch, denen sie nicht mehr trauen, die sie nicht mehr für bare Münze nehmen konnte, glaubte man den versteckten und zunehmend offenen Anspielungen der Arbeitskollegen. Und tatsächlich war es Alice bis heute ein Rätsel, woher beispielsweise die Essensreste kamen, die man seit Anfang des Jahres immer wieder zwischen den Regalen jener Bibliotheksräume fand, für deren einwandfreien Zustand sie verantwortlich war. Oder wie es sein konnte, dass man ihre persönlichen Sachen an manchen Feierabenden mal in diesem, mal in jenem, nicht aber in ihrem eigenen Spind gefunden hatte. An solchen Tagen erschien es ihr, als sei ihr Leben zu einer brüchig gewordenen Indizienkette zusammengeschrumpft, als sei es dabei, sich in einer faden, schier endlosen Odyssee nackter Beliebigkeit zu verlieren. Wenn sie dann versuchte sich zu erinnern, sich in ihren ausgelagerten Gedanken und Erinnerungen zurechtzufinden, dann förderte sie meist nur zugestaubte Bruchstücke abgelebten Lebens zu Tage, angenagte Vergangenheitskadaver, mit denen sie nichts mehr anzufangen wusste. Manchmal glaubte Alice, dass es Zeiten gegeben haben musste, in denen sie sich dagegen gewehrt hätte - gegen das Grinsen der Kollegen, gegen das Raunen im Kopf, gegen das Vergessen. Aber wahrscheinlich täuschte sie sich ...

Sie erschrak heftig, als der Bus mit quietschenden Reifen vor ihr hielt. Die Tür sprang auf, sie eilte hinein, stolperte ganz nach hinten, kroch auf die abgewetzte Sitzbank, die die ganze Breite des Busses einnahm, der Fahrer gab Gas, der

Mann mit dem verblassten Anzugkragen lief den Gang entlang, kam auf sie zu, ließ sich auf den Sitz direkt vor ihr fallen, er drehte sich um zu ihr und starrte sie an, erst jetzt merkte sie, dass sie die einzigen Fahrgäste waren. Oder war es ganz anders gewesen? Ob ihr die Erinnerung wieder einen Streich spielte? Oft genug kam sie als grauer Schleier auf pechschwarzem Hintergrund daher. Jetzt erschien sie ihr wie ein überbelichtetes Foto aus einem längst vergessenen Film. Vielleicht war der Mann gar nicht eingestiegen. Oder ein anderer Mann war eingestiegen und hatte sich zu ihr umgedreht. Oder ein Mann war eingestiegen und hatte sich nicht ihr zugewandt, hatte Platz genommen, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Aber es musste doch einen Grund dafür gegeben haben, dass ihr so plötzlich dieses Spiel aus ihrer Kindheit in den Sinn kam! Sie hatten es einen Sommer lang jeden Tag gespielt, schon frühmorgens hatten sie sich alle im Garten der Nachbarstochter getroffen, jeden Abend war Alice mit rotem Kopf nach Hause gekommen und gleich nach dem Essen mit ihrem immer noch atemlosen Lächeln ins Bett gegangen. Das Spiel hieß „Das Spiegelbild“: Zwei mussten sich gegenüber stellen. Einer machte irgendwelche Bewegungen vor, erst langsam, dann immer schneller, und der andere musste sie wie in einem Spiegel nachmachen, musste versuchen, die kommenden Gesten vorauszuahnen, sich in die Gedanken des Spielkameraden zu versetzen, seine Finten und Ablenkungsmanöver zu durchschauen. Mit der Zeit kannten sie sich so gut, dass der Nachahmer zuweilen einen Schritt schneller war als derjenige, der die Bewegungen vorgeben sollte. Dann tauschten Ursache und Wirkung unwillkürlich ihre Plätze, der Nachmacher wurde zum Original, der Verursacher zur Kopie, und der lustige Wechsel begeisterte die Kinder. Und jetzt, im Bus, wollte Alice das Spiegelbild spielen, sie hatte keine Ahnung, aus welchen Tiefen dieser Gedanke auf einmal auftauchte, mit einem Schlag war er da, so plötzlich wie ein Gewitter in den Bergen, vielleicht schleppte sie ihn schon lange mit sich herum, vielleicht brauchte ihre Entrüstung auch einfach nur eine Krücke, auf die sie sich stützen konnte, um nicht gleich wieder wegzusacken, ohne dass man sie auch nur eine Sekunde bemerkt hätte. Und zuerst war es viel einfacher als damals: Sie musste sich nicht bewegen, keine Tricks parieren, sie musste nur dasitzen und zurückstarrten. Und dann war es doch viel schwieriger. Denn hier verwischten sich die Unterschiede gleich von Anfang an, schon bald wusste Alice nicht mehr: Wer starrte, wer starrte zurück? Wer war Original, wer Kopie, wer Ursache, wer Wirkung, wo war der Anfang, wo das Ende. Das war kein fröhliches Plätzetauschen, hier verschmolzen heimtückische, böartige Trugbilder, die Krücke brach entzwei und die Wahrheit war nur ein Provisorium. Am Ende, dachte Alice, war sie wirklich nicht mehr als das Geschöpf eines fremden Blicks. Und dann vergaß sie, ob es nicht doch noch etwas Schlimmeres gab.

JULIA SCHIFF

Haiku

Zwei Paar Gleise, ein
Geranienbahnhof. Die
kranke Welt reist an.

Der auf dem Kreuz hat
den richtigen Blickwinkel
zu unsrem Zwerg-Sein.

Wasserratte mit
Angstaugen. Eklig. Hat doch
Ähnlichkeit mit mir.

Auf dem Kieselweg
Schritte. Mein Kopf wird einer
Libelle zum Ziel.

Zwei Sensen hängen
an der Wand. Im Hof rattert
der Rasenmäher.

Schafe

1.

Ihr Haarknoten ähnelt einem Schneckenhaus, die Strähnen um einen Punkt gewunden. Obwohl Anders mit ihr redet, dreht sie immer wieder den Kopf von ihm weg, er kann den Haarknoten betrachten, ihr Profil von der linken Seite, von der rechten - die Augen bekommt er kaum zu Gesicht. Selten, nur für Sekunden, blickt sie zwar in seine Richtung, doch über ihn hinweg, zur Flaschengalerie überm Tresen.

Niemand sonst meidet derart seinen Blick - nur seinen, oder schaut sie keinem in die Augen? Einer Gouvernante aus einem alten Film gleicht sie, streng, immer in langen Röcken, kein Mensch hat je ihre Beine gesehen.

Ihre Bewegungen sind sparsam - aber die Arme können auch voll Begeisterung reden: Wenn sie von ihren Schafen spricht - die hat sie mitgebracht, als sie herzog.

Eine Mieterin mit zwei Schafen habe er noch nicht gehabt, sagt der alte Henning immer und tippt sich an die Stirn. Diese junge Frau begeistert sich für nichts als zwei Schafe, die nennt sie ihre „Babys“!

Anders war einmal dabei, als sie die Schafe begrüßte. „Meine Babys“, rief sie aus und vergaß Anders neben sich, er wurde zu einem Nichts, einem Niemand. Er trollte sich schließlich, sie bemerkte es nicht. Tina heißt sie, der Name kommt ihm vertraut über die Lippen, wenn sie nicht da ist.

Zwei Mal in der Woche besucht sie die Kneipe und bestellt Bier. Immerzu starrt sie dann aus dem Fenster, zum Deich, wo die Schafe stehen. Sie nippt am Bier, zeigt den Menschen in der Kneipe ihren Hinterkopf mit dem Dutt, der wie eine Schnecke aussieht. Jedes Gespräch mit Anders würgt sie ab - ein schnelles Wenden des Kopfes, ein nachlässig hingeworfener Gruß mit der rechten Hand. Das Wichtigste hat er noch nicht gesagt, nicht gefragt, denkt er dann erschrocken. Was hat Anders bislang aus Tina herausbekommen?

Dass sie in Hamburg in einem riesigen Bürohaus arbeitet, hat sie erzählt - als Hausdame.

Dort sorgt sie für frische Blumen auf allen Etagen, kauft Brötchen und Kaffee, deckt Tische für Konferenzen ein „und so weiter“. Was „und so weiter“ bedeutet, weiß er nicht .

Spät kehrt Tina meist heim - alle, die zur Arbeit in die Stadt fahren, kommen spät. Der lange Anfahrtsweg, die Überstunden werden immer mehr. Anders kennt das - er ist viele Jahre nach Hamburg gefahren, achtzig Kilometer hin, achtzig zurück. Morgens in einer Perlenschnur von Autos stecken, die sich auf die Stadt zubewegen. Staus immer montags, immer an Regentagen. Lange fuhr er zusammen mit einem Kollegen. Alle zwei Tage war er Beifahrer, lehnte den Kopf ans Fenster, starrte auf die Reifen der Fahrzeuge neben sich - die rotierten wie kleine Ventilatoren, die mit ihren Rotorblättern die Luft zerhackten und sie auszupressen schienen, dass das Wasser herausspritzte auf die Straße.

Tina könnte in seiner Kneipe arbeiten und Bier zapfen, da würde er den Haarknoten ansehen, die Ohrmuscheln, über die links und rechts zwei Strähnen hängen, symmetrisch. Er stellt sich vor, sie blickt immer nach draußen bei der Arbeit, zum Deich - ihre Gedanken umwölkt von Schafen, dass sie die Gäste darüber vergisst. Was würde er dagegen tun?

Er hat den ganzen Tag das Radio an in der Gaststube, so erfährt er noch, wo es sich auf der Autobahn staut, was in Hamburg los ist. Mit den Nachrichten um elf könnte Tina Feierabend machen, Überstunden gäbe es bei ihm nicht. Wäre Tina darüber glücklich?

Nie hat sie die Fahrzeit nach Hamburg bedauert oder sich beklagt, dass sie so lange arbeiten muss. Sie nennt die Firma, in der sie arbeitet „meine Firma“, als würde sie ihr gehören. Sie benutzt das Wort „Wir“, spricht sie von ihrer Arbeit. Ihre Gedanken sind voller Verständnis für das Gebilde, das Firma heißt.

Anders dagegen wollte immer nur weg aus dem Alltag - hört er nun die Stau-meldungen im Radio, atmet er durch, lächelt, nickt.

Heute steht er da, sieht ihr beim Biertrinken zu, spät ist es. Er könnte etwas fragen, aber was. Im Kneipenlicht sieht ihr Gesicht teigig aus, dabei ist es mager.

Dann, da er das Glas vom Tisch räumt, darf er ihr nachschauen, wie so oft. Draußen läuft sie, ausladenden Schrittes, zum Deich, wo ihre Schafe zwischen seinen Schafen stehen. Er hat ihr das angeboten - es wäre doch besser, ihre Tiere stünden zusammen! Schafe wären Herdentiere, zufällig hat er die gleiche Rasse - Kamerunschafe, die muss man nicht scheren.

Schnell geht Tina, schaut nicht eine Sekunde zurück. Oben auf dem Deich presst der Wind ihr den Rock zwischen die Beine. Die Jacke weht und schlägt in Tinas Rücken wie eine Fahne. Die zwei Schafe kommen angetrottet, sie umhalst eins nach dem anderen lange und inbrünstig, wie eine, die von ihrem Liebsten getrennt gewesen ist und ihn nun wiedersehen darf.

2.

Oben auf der Deichkrone steht Anders, blickt nach links, nach rechts, zum Wasser runter, zur Straße. Da sind keine Schafe. Mutterschafe, Lämmer und die zwei Tiere, die Tina gehören - alle verschwunden. Ins Wasser sind sie wohl kaum gefallen, durch die Gatter können sie nicht entfliehen - wo sind sie hin? Anders untersucht den Weg zum Gatter, stiert ins Gras, findet keinen Hinweis, keine Spur.

Im Radio meldeten sie vor Wochen, fünfzig Kilometer von hier wurden Schafe gestohlen, eine ganze Herde, frech aufgeladen nachts, keiner hat's gesehen.

Vielleicht ist heute Nacht das Gleiche passiert, alle Tiere wurden gestohlen. Anders kann nur an die zwei denken, die Tina gehören, seinen eigenen Verlust schiebt er beiseite. Was machen die Diebe mit den Schafen? Schlachten - Wolle geben sie ja nicht. Wie soll er Tina sagen, ihre Babys sind verschwunden? Jemand schneidet ihnen mit dem Messer die Kehlen durch, lässt sie ausbluten, dabei hängen sie mit den Läufen an einer Wand, das Blut tropft in einen Eimer.

Zu Hause steht er am Fenster, setzt sich, geht zurück zum Fenster, setzt sich wieder. Er glaubt, ein Auto zu hören, stellt sich hinter die Gardine. Die ist durchsichtig, aus gemusterter Spitze. Teilt die Welt dahinter in eine karierte Fläche ein, er könnte Koordinaten festlegen, in denen er Tina erwartet. Da unten ist nichts. Was hat Anders gehört, ein Aufbäumen des Windes?

In seiner Phantasie sieht er Tina bei der Arbeit im Bürohaus. Sie stellt den Leuten Mehrkornbrötchen, Milchbrötchen, Rosinenbrötchen hin, lächelt ihr kümmerliches Lächeln, das er oft gesehen hat.

3.

Sie steht auf dem rechten Fuß, die Hüfte schräg gestellt, der linke Fuß lehnt auf die Zehen gestützt. Schon halb im Gehen zeigt der rechte Fuß die Richtung an, in die sie will – zum Deich hin, zu den Schafen. Anders beginnt immer neue Sätze, um Tina zurückzuhalten. Was ich noch fragen wollte, sagt er, bevor sie sich abwenden kann. Was ich noch sagen wollte, fügt er hinzu, als sie den ersten Schritt gemacht hat. Ihre Nase hat sie kraus gezogen, zwischen den Augen entsteht eine Falte, Anders kann sehen, sie wächst und gräbt sich in die Haut. Nein, Tina wird sein Gestammel nicht länger ertragen. Sie dreht den Kopf, hebt eine Hand zum Gruß, die Beine gehen wie schwimmend davon.

Da ruft er es ihr endlich nach, unbeholfen und zu laut: Übrigens sind die Schafe weg!

Tinas Füße stehen wie im Schlamm steckengeblieben. Dann schaut sie zum ersten Mal länger in seine Augen, große Augen hat sie, blassblau und starr, starre Pupillen wie bei einer Eule. Die Augen verengen sich plötzlich, schrumpfen, die Lider ziehen sich darüber, die Augen sehen aus wie siedend vor Hass oder Wut.

Anders wiederholt schnell, die Schafe wären weg, gestohlen wohl, entwendet, geklaut, aufgeladen, mitgenommen, jedenfalls verschwunden.

Sie keift, warum er das erst jetzt sagt, stürzt hastig auf ihn zu, das Gesicht fremd, die Wimpern übergroße Zäune, die ihre Augen schützen, die Lippen hochgeworfen wie bei einem Tier, das beißen will.

Sie stampft mit dem Fuß auf, wie Anders es seit der Kindheit bei niemandem mehr gesehen hat. Immer wieder stößt sie den rechten Fuß auf den Boden. Sie schaut, als wollte sie Anders verwünschen. Er erinnert sich an ein Märchen, da verwünscht ein Mann voller Wut seine Schwestern: Dass euch die Erde verschlingen möge! Und die Erde verschlingt seine Geschwister, voller Reue muss er durch die Unterwelt ziehen und die Verschlungenen suchen.

Anders wartet, dass sich die Erde auftut und er darin versinken wird. Dann denkt er, warum Tina nicht einmal den linken Fuß nimmt. Warum immer den rechten? Schmerzt der nicht von der Wucht, mit der sie den Boden tritt? Bebt der Knöchel nicht unter der Haut, brennt die Haut nicht unter der Sohle des Schuhs? Bröckelt der Absatz des Schuhs noch nicht unter der Wucht, zerfällt in Trümmer?

MARTIN HÖRNER

Kenotaph

niedrigste Gewalt zum
höchsten Recht erhoben
der Menschen Tugend liegt
im Gehorsam und
Befehl

Zufall und Zerfall
fördern das Recht auf Mord
und Totschlag die
Inthronisation barbari-
scher Despotie

das Leidenlassen als planmäßige Billigung
schwadenverflüchtigtes Ge-
fühl überwältigt ratlos ob
der zahllos kommenden und
verschwindenden Verloren-
heiten

mag die verletzte Seele
qualvolle Schatten er-
dulden insoweit hilflose
Hoffnung den Traum ent-
gangenen Harms erweckt

tausend Nächte tiefer
Abgrund in sich selbst
gefangener Zeit erstarr-
ter Wandel vielzähliger
Einsamkeiten

alles verloren und zu dem
geworden was man
niemals sein wollte als
Folge der Entfremdung
der Existenz

zwischen grauen Tafelwänden leere Schriften erniedrigte Angesichter herznah brandbestattet in windige unsichtbare Gräber

im NICHTS ist gesichtslose
Geschichte gefangen wo
Vergangenes entschwindet
wird stete Gleichgültigkeit
gestreut

elegische Beklemmung
schemenhaft und erlistet
vom Leben gelöst zu
werden Vereinsamung
zwecks Selbsterhaltung

als mutwilliges und willkürliches Ideal

die anwesende Abwesen-
heit wider das Vergessen
sprachlose Erinnerung Prä-
senz namenloser Gestalten
und konturloser Schatten

das Andere und Fremde
ist ein der Mehrzahl steter
Dorn daher kollektive
Schuld ohne gesündigt zu
haben

ungezählte Individuen auf
sich selbst reduziert allein
und doch Mittelpunkt
eines hierauf autarken
Universums

Sinn der Folter¹ (Auszug)

Gesetzt den Fall, man freue sich und sei stolz darauf, in einem aufgeklärten Zeitalter zu leben, so legen sich alle Beschauer der Daumenschrauben, der spanischen Stiefel und anderer Rechtsaltertümer, die nicht der geschärften Todesart, sondern dem geschärften Verhör dienlich sein sollten, die Frage vor, vielleicht die erstaunte, paradoxe Frage, wieso eine Zeit, die Galilei, Newton und Leibniz, die die exakten Denkmethoden von heute hervorgebracht habe, dennoch den Wahnsinn praktizieren konnte (von der Unmenschlichkeit ganz abgesehen), mittels des Schmerzes die Wahrheit, die unverfälschte Wahrheit zu eruieren.

Selten scheint man es weiter gebracht zu haben als hier. Der heutige Richter läßt den Angeklagten nur geistig nicht in Ruhe. Gesteht er nicht, so müssen die Indizien helfen, eine dichte logische Kette. Keine körperliche, woran der Angeklagte in die Höhe gezogen wird. Bis er alles gesteht, was die Frage von ihm haben will.

Um den Unsinn der Folter zu erklären, ging man weit zurück. Zwar kam sie erst mit dem römischen Recht zu uns her, doch viel ältere Erinnerungen traf sie an. Nämlich das altdeutsche Gottesgericht: hier war die Jungfrau schuldlos, die mit bloßen Füßen über glühendes Eisen schreiten konnte, der Ritter, der im Zweikampf siegte. Mythische Reste dieser Art mögen im Folterglauben gewiß eine Rolle gespielt haben; schon daß man eine Art umgekehrtes Gottesgericht auf Hexen anwandte, weist darauf hin. Spürte die Hexe Stiche im Rücken nicht (heute kennt man dieselbe Erscheinung als echt hysterische Anästhesie), dann war sie überwiesen, sie stand in der Folterkammer noch mit dem Teufel im Bund. Das Gottesgericht war in solchen Fällen also geblieben, mit umgekehrten Vorzeichen; der Herr war daraus ausgeschieden, aber

1 Zuerst erschienen am 18. Oktober 1932 in der Frankfurter Zeitung aus: Ralf Becker, Ernst Bloch, der unbemerkte Augenblick, Frankfurt 2007, S. 314 - 318, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlages, Frankfurt vom 11. Juni 2007

der Teufel geblieben und erwies die Jungfrau mit unverbrannten Füßen sinn- gemäß als Hexe. Desto leichter wirkte in Hexenprozessen der Teufel, als ihn der Protestantismus ja als einzige transzendente Großmacht übriggelassen hatte; die helfende Maria verschwand, und Gott kannte keine Heiligen, nicht einmal Unschuldige auf der Welt des Sündenfalls. Aber ebenso sind die Hexenprozesse nur ein Sonderfall in der alten Gerichtsbarkeit; sie haben selber transzendenten Inhalt. Wo immer sonst Folter verwandt wurde, spielte das Gottesurteil seine mythische Rolle reichlich verdeckt. Ja, selbst die Hexen- prozesse, so eindeutig oft ihre ökonomischen Anlässe waren, hatten eine sol- che Genauigkeit, fast Skepsis in der Voruntersuchung, daß manches heutige Sondergericht eilig daneben anmutet. Kein Zeuge durfte vernommen wer- den, der aus Gründen außerhalb der Anklage der Inkulpatin übelwollte, sei es aus Neid oder erlittener Kränkung oder erlittener Schädigung; so objektiv versuchte eine Methode der Wahrheitsfindung zu sein, die sich nachher im höllischsten Wahnsinn verlor. Erst recht aber - und das ist völlig vergessen - hatte die peinliche Frage in rein irdischen Prozessen ihre überlegte Ratio; sogar eine, die heute noch, jenseits ihrer Roheit, »verständlich« ist. Will sa- gen: die Folter war seit der Peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des Fünften rationalisiert worden; ihre mythischen Bestandteile traten fast unkenntlich zurück, ja, wurden bewußt, soweit das möglich war, ausgeschieden. Die Schmerzanwendung wurde genau im Grade dosiert (der unterste war die Vor- zeigung der Folterinstrumente): Der Schmerz war auch lediglich ein Glied, und zwar ein sozusagen untergeordnetes in der »überlegten« Untersuchungs- methode des Richters.

Das alte Verfahren hatte seine Lücke darin, keine zu haben. Denn die Män- ner, welche das Urteil zu sprechen hatten, waren meist ein und derselbe. Untersuchungsrichter, Staatsanwalt und Richter waren nicht geschieden; das Interesse des Untersuchungsrichters, seine Theorie bewiesen zu sehen, war also ungehemmt. Vor allem aber zwang eine andere Eigentümlichkeit zur Folter: Als Beweismittel zur Verurteilung galten lediglich das Geständnis oder zwei Tatzeugen; Verurteilung auf Indizien, also auf logische Wahr- scheinlichkeit war unerlaubt. Da nun zwei Tatzeugen in den seltensten Fäl- len zur Hand waren, blieb nur das Geständnis des Angeklagten, und der Schmerz mußte, auch als die »Logik« des Gottesurteils nur noch im Unterbe- wußten weiterlebte, als Mittel gerecht scheinen, das Geständnis zu entrei- ßen. Aber die neue Logik, wie sie sich hier der unvorstellbarsten Roheit be- diente, war derart ausgearbeitet, ja, von solch raffinierter Feinheit, daß das

Gottesgericht deutlich überblendet ist. Ein Gießener Professor der Rechte, namens Koch, hat 1805 noch die Peinliche Halsgerichtsordnung herausgegeben und sie mit vollem Glauben an ihre Vortrefflichkeit verteidigt. Danach war es nicht der Sinn der Folter, daß »hitze und passionierte Richter«, wie Koch sagt, dem Gefolterten den Inhalt des Geständnisses vorhalten, bis der Unglückliche schreit: Ja, Ja und soviel Ja ihr haben wollt. Das sei eine völlig falsche Anwendung der Tortur, kraft derer der Schwächliche hängenbleibe, der Abgehärtete oder Stoische entschlüpfe und auf alle Fälle nur ein Geständnis der Nerven, nicht der Schuld zu gewinnen sei. Ist diese Argumentation Kochs vielleicht nur eine der Aufklärung (der er selbst nicht angehört) und keine des carolinischen Foltergebrauchs: so wirkt seine Angabe des richtigen Gebrauchs dennoch carolinisch rechtgläubig. Danach hatte der Richter dem Gefolterten nicht etwa das inhaltliche Geständnis vorzuhalten, gewissermaßen als Suggestivantwort; der Angeklagte sollte vielmehr durch die Folter aus der Besonnenheit, aus seinem Verteidigungssystem gebracht werden und Dinge gestehen, die außer dem Richter und Täter niemand weiß, niemand wissen kann. Geständnisse, die dem vorgefundenen Schauplatz des Verbrechens oder den Verhältnissen widersprachen, unter denen es geschehen war, sollten als wertlos gelten, als bloß durch Schmerz erpreßt. Wie ersichtlich konnte die Ratio der Unmenschlichkeit im Dienst der Wahrheitsfindung nicht vollkommener sein; Unschuldige, bemerkt der Torquemada aus Gießen, konnten durch sinngemäße Folter gemartert, aber nicht - wie gleich bei den ersten Indizienbeweisen - hingerichtet werden. Diese ihre letzte Verteidigung mag die Folter allzu stark schon logisieren; aber ein Exzeß von Sadisten im finsternen Mittelalter, vielmehr in der finsternen Neuzeit, war sie gewiß nicht nur. Sie entsprach einem undifferenzierten Gerichtsverfahren und einer Gesellschaftsordnung, die im Strafrecht noch keine Einschübe von freischwebender oder auch Wirkliches rekonstruierender Vernunft kannte. Man hat es seitdem nicht herrlich weit, nur etwas weiter im Stil gebracht. Die nächtlichen Befragungen, das Kreuzverhör sind Folter im Kochscheu Sinn, freilich eben ohne Schmerz. (Auch der Schmerz fehlt beim amerikanischen Polizeigriff nicht; beim zehnstündigen stehenden Verhör, beim beständigen Lichtkegel im Gesicht.) Die Verwirrung, welche erzeugt werden soll, ist dieselbe; und im Kreuzverhör wirkt der plötzlich erhobene Bleistift: Woher wissen Sie das? Der Angeklagte muß sich jetzt selber unvorsichtig machen; und die Antwort auf die Bleistiftfrage macht sich erst recht verdächtig, wenn sie lange dauert, wenn sie »gesucht« ist. Wenn sie nicht den normalen Assozia-

tionen nachfolgen darf, sondern ihr Alibi sucht und eben möglichst weit, unwahrscheinlich weit. Aber der Indizienbeweis, der das Geständnis so oft ersetzen muß, hat, nach der Ahnung des schrecklichen Gießener Romantikers, wahrscheinlich nicht viel weniger Unschuldige auf dem Gewissen als die peinliche Frage. Pro rata seiner kürzeren Geltung und der Beschränkung der Todesstrafe auf Mord; wodurch Wiederaufnahme des Verfahrens nur an der Bürokratie, nicht immer am definitiven Zustand des toten Inkulpaten zu scheitern braucht. Es ist gut zuweilen, den Verstand einer schwer verständlichen Vergangenheit nachzudenken, um den einer Gegenwart nicht zu überschätzen, worin Verbrechen nach wie vor möglich sind. Und nur die Methode sie aufzudecken sich, in keineswegs einwandfreier Weise, verändert hat.

indignación

was fällt dir ein
*cabecita hueca*¹
mit deiner Angst
er hat / wird
uns nie was
*sigue soñando*²
den treuen Begleiter
kennst du nicht?
ich weiß
*con la muerte dulce*³
*que te hace flotar*⁴
du bleibst konfus
verwechselst Tod
mit Sterbensleid
*cabecita piensa*⁵
vor dem Leben

1 *cabecita hueca* / Hohlköpfchen

2 *sigue soñando* / träume weiter

3 *con la muerte dulce* / vom leichten Tod

4 *que te hace flotar* / der dich obenauf treibt

5 *cabecita piensa* / Köpfchen bedenke

der aus den Fugen
geratenen Welt
*que seguirás entre nubes*⁶
vor Folter & Mord
der überschrittenen Grenze
aller Scham
*arropada en la gloria*⁷
fürchtest du dich nicht?
vor dem Verlust der Demut
davor hab ich Angst
*desde la cuna*⁸
*hasta el momento de morir*⁹

6 *que seguirás entre nubes* / wirst unter Wolken

7 *arropada en la gloria* / selig gebettet

8 *desde la cuna* / von der Krippe

9 *hasta el momento de morir* / bis zum Tod

RITA KUPFER

Die Stadt. Unbenannt I

Passionszeit.

Die Stille brüllend aus jener Gasse den Mauern
unversehrt nach der Kathastrophe nicht
mehr die Schreie der Geschundenen einstens und
doch bitte nicht während der christlichen
Ostertage Palast und Häuser schweigend so laut erst
zögernd sich formend der eine
und auch der andere Ton.

Tineri

Neobosit spurcați
mânjiți întruna
cu verde
înveninați
mințiți cu apă
aer foc și pământ
carbonizați
și în trepte răciți
pietrificați
topiți
rostogoliți în rigole
spuziți de ocări
pururi tineri

Jugendliche

Dauernd besudelt
immerwährend mit Grün
beschmiert
vergiftet
belogen mit Wasser
Luft Feuer und Erde
verkohlt
und stufenweise gekühlt
versteinert
geschmolzen
in Abflusskanäle gerollt
mit Schmach bedeckt
immerdar Jugendliche

RITA KUPFER

Die Stadt. Unbenannt II

Die Straße hat ihn wieder ihren Mohren im
Namen abhanden gekommen nach dreister
Probe für den Rausch des
Kommenden das Röhren der Stiefel der
Probelauf aus dieser Stadt in das Land in die Welt
nicht aufzuhalten von den wenigen in Lebens
Gefahr. Die Mauern brüten noch brüten
wieder Gefahr großen Schweigens.
Erinnern tut not.

PETER Ettl

Tierisch

die schrotflüchtigen
die fallenentspringer
die eingepferchten
die angeketteten
die völlig losgelösten
bedanken sich auf ihre
weise und
schießen auf die
welt

ROBERT SCHAUS

Ich kämpfe
aus einem Schweizer Käseloch heraus
um die geistige Freiheit
der unterernährten Völker

Ich bin für
die A-Bombe die H-Bombe
die B- und die C-Waffen
die SS-20 und die Cruise Raketen
aber natürlich auch für
den vollen Einsatz
unserer ABC-Schützen

Nigeria
im ausverkauften
Sterben
eine Lache
Öl

Und leere Worte
füllen sich
mit Blut

Schwein
oder Nichtsein
das ist die Frage

IRIS SCHRÖDER

fuer die taeter zigarren

schulterklopfen bargeld alterspension
befoerderung orden: liefern die den

unbekannten toten bei der polizei ab, *auf der*
flucht erschossen (von hinten),

haendeschuetteln, spazierengehen (in freiheit)
bewundernde blicke: so sehen helden aus,

die *richten*
(die tun was getan werden muss).

„meinetwegen.
einer muss der bluthund werden“
noske (spd)

objektiv so die forschung und die lehre,
objektiv gesehen
kann nicht von mord gesprochen werden.
objektiv kann man überhaupt nur sehen

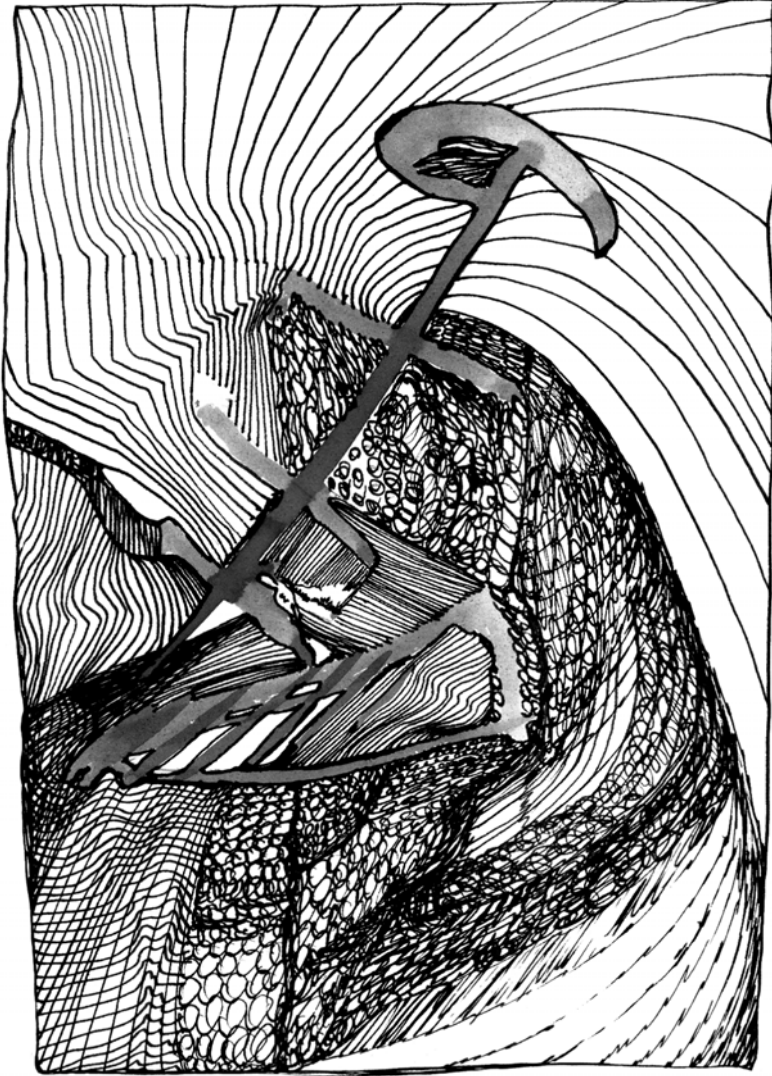
die einzige moeglichkeit das land
vor dem kommunismus zu retten.
standrechtlich

und spaeter noch gute
geschaefte im waffenhandel beste
kontakte. noch spaeter

legt sich fingerdick staub drauf,
mehltau wuchert

auf marmortafeln auf lorbeerkraenzen,
jahrzehntealte schneedecken
betonschwerer fall-out

auf opfer und taeter.
die verdammte totenruhe.



und aus dem mund ein schwall...

Freezeländer Express-Ionen

An outrageous: journey: by train

Freeze sitzt im Kratzwinkel; / schmiergelüstert & augapfelig pudert Neun-samkeit marodierte Nassknacker. / Stampfen rattern ölgedämmt Strecken von Kassel nach Berlin. / Sechzehner schnörkeln Anlehnen, Lettis lugen strenglich. / Freeze speichelt frustvoll literarischen Stollen unter Gläserigem. / Zwischen ihm spalten Falter Enzettzetten durchs Rohrgeranz. / Wess Fress entschmuggelts Kindchen aus Lundis Bändern? / Fragt Freeze sich schwillsteigend, schickt Blick auf Schandschaften & bemängelt Fährboote. / Jetz is aber ma Handmähgerät! //

Ein Papa-Aussätziger, ihm gegenüber, sucht nervosal seine dystrophoiden Sämlinge zu abhandigen: Ausstiege, klingelpörz, nächstens! / Schmiergelocker Abtheilfreeze-eur slingpumpt gangwärts, witscht vor Freeze aufs Glozett. / Spüliakustik, Colondampf. / Mamakuchenbauchladen mit Heißkaraffe bespringt sekundär kranzige Beutel. / Freeze, ihm schnöde Schnitte, verhum-pelt drein. / Buuh! / Kackseehilfe nich nur nässlich: vollends zu isse! / No matter ... / Görelterin mitsamt Kegel schleicht folglich. / & Freeze lächelt. Extremitätenunterteil ungeputzt, retro & Sesseliges zum Genuss. / Hallo, Schnauf! / umfährt Toosee sichs Sprechlöchle. //

Schnarchbrummiger Gästling, ticketarm, flatuliert abgöttisch. / Freezens Olfaktorium empfängts als No-Strike: Hole in one! / Dabei war er nie bei der Nasa. /

Mützmauler wackelt durch Parasattel, spritzt auf Blackpassagen & verpostuliert sich: „Sprintzug plus Aufschlag!“ / Hammerpult ums schultrige Blattgeschwader baumelt im Takt der Gleisparabeln. / Reservisten sörtschen prägebucht Plätzchen. / Folgenlos. /

Freeze bläckt die Szene, notiziert zettelig, flugsschwirr. / Schnulle & Kiffkiff ver trampeln Jünglings Leggings. / Büllchen schnattert nebst & übersiehts. // Bums yourself & chewse your mother, elektrisiert Freezens Zerebralkrönchen. / Pfui biänn!! /

Saitenvertieft, um rackernde Kack-Tussen oversea würdigen zu dürfen, lustet Freeze bibliofingriger Blättereimerei: / Schweinefratzen zahnantennierter Vögelchenschwanzspitzen reigen sich wiegend in front of the Telegrafenmastberghügel. / Kringelcolorierung und xylografisches Zackenstreben entmannen Kiele. / Fließlinie treibt die Artillerie der Mehrrettichrüben. / Det morgenrötende Hohlkammergeprotze erstickt an Glasmalerei & diffuse Zirkel miauen minuziös. //

Entblättert, gefinished: /

Ein frittiertes Donnerküken stakst eieieieiernd, umgeben von bleudhansiger & besäuselnd kaputtziger Als-ob-Korona. Een Lude schwebt über die Gebeinkollektion. / Küchlein platziert sich neben zentralasiatischem Laptopper und frisstn mit Shiitake. / Matadore und flying Dutchmen armwedeln abrinnigen Säuselschneuzern. / Freeze klaubts nich; unter Taschentischen gerobbt. / Halteställe: „Atschü!“

Überholversuch

„Spielen wir?“ Helmut stieg die Treppe im Hinterhaus hoch. In der Hinterhauswohnung stand der große Küchenherd. Vorn wohnte Mama Louise. Da war Janus in jeder freien Minute. Über den Fenstern des Erkerzimmers wuchsen kleine Engel aus der Mauer, im weiten Durchgangszimmer mit dem Flügel, hinter dem die Tür zum großen Hofbalkon lag, hing der Kristallleuchter, standen die Mahagonimöbel, an der Wand hingen zwei große Kupferstiche: La Cinquantaire, ein Bild zur Erinnerung an die Goldene Hochzeit der Großeltern Mama Louises, von der sie immer wieder erzählte, und Bismarck, der in jovialer Haltung von der Wand über der Chaiselongue in den Salon schaute. Janus fiel auf, wie Bismarcks linke Hand nur halb in der Hosentasche steckte. „Ein feiner Herr ...“, sagte Mama Louise, „ein feiner Herr hat die Hände nicht in der Tasche!“ - „Warum nicht?“, fragte Janus. - „Die Arbeiter stecken ihre Hände in die Hosentaschen, weil sie nicht wissen, was sie damit tun sollen, wenn sie nicht arbeiten“, sagte sie. „Dann bin ich aber auch kein feiner Herr“, sagte Janus. „Janus“, sagte Mama Louise, „ein feiner Herr ist man von Anfang an, oder nie.“ - „Helmut und ich stecken immer beide Hände in die Tasche, wenn wir auf der Straße stehen.“ - „Auf der Straße, in eurem Alter, das ist nicht so schlimm ... Aber in Gesellschaft will ich einen feinen, kultivierten Herrn.“ - „Mama Louise, ist das elegant?“ - „Ja, und nun geh spielen.“ - „Ich will lieber lesen.“ - „Carl schläft“, sagte Mama Louise, „ich muss in die Stadt, ich kann nicht vorlesen.“ - „Ich will wissen, ob Freitag auch ein Kannibale ist.“ - „Denk dir’s aus!“, sagte Mama Louise. Helmut stieß mit dem leeren Ascheneimer gegen Janus’ fast randvollen, eine kleine Aschenwolke stob ins Sonnenlicht über dem Eimerrand. „Gleich“, sagte Janus, „ich muss noch die Asche auskippen und die Schuhe putzen.“ - „In einer Viertelstunde bin ich im Hof“, sagte Helmut, „am Graben.“ Janus stieg die Treppe hinunter und dachte über Freitag und Robinson nach. Als er die Asche in die rostige Mülltonne kippte, schien die Sonne wieder in die Asche. Er dachte an die Kannibalen, an das Feuer, das Robinson aus der Ferne sah.

Wenn Freitag ihn verrät, dann ... Der Deckel der Mülltonne klappte zu und blies ihm die Asche ins Gesicht. Jetzt sah er aus wie ein Neger. Oder so ähnlich wie Freitag. Die Asche schmeckte ein bisschen, ein bisschen nach ... ihm fiel nichts ein, ihn störten die harten Körnchen, auf die er biss. Er spuckte ein paar Mal, im Mund klebte Aschenmehl. Schnell hoch! Wasser! Janus rann-te mit dem Eimer die vier Treppen hoch, drehte in der Küche den Wasserhahn auf und spülte den Mund aus. Er hatte keine Lust, seine Schuhe zu putzen, er wollte zum Spielen. Wenn seine Mutter nach Hause kam, und die Schuhe waren nicht geputzt, durfte er nicht mehr raus nach dem Abendbrot. Er putzte seine Schulschuhe. Und dachte über Helmut nach.

Gestern hatten sie sich gestritten. Helmut hatte gesagt: „Janus, ich bin genauso alt wie du, wenn ich will!“ - „Das geht nicht“, hatte Janus gesagt, „du bist immer jünger als ich.“ - „Doch, ich kann dich einholen!“ - „Nein, du bist immer genau ein Jahr jünger!“ - „Meine Mutter hat gesagt, ich kann dich einholen!“ - „Das geht nicht, das weißt du selber!“ - „Doch!“ - „Nie! Ich habe Carl gefragt, der weiß alles!“ - „Meine Mutter weiß es besser!“ - „Deine Mutter weiß gar nichts! Carl schreibt Artikel für die Zeitung!“ - „Du willst nur nicht, dass ich dich überhole!“, hatte Helmut gesagt. Da schubste ihn Janus aus dem Stand. Helmut wollte zurückschubsen, aber Janus packte ihn an beiden Händen, rang ihn zu Boden, hockte sich auf ihn und presste seine Arme auf die Steinplatten im Hof, so dass er sich nicht mehr rühren konnte, nur den Kopf noch. Der glühte rot. Sie schwitzten und keuchten beide. Helmut spuckte Janus an. „Wenn du noch einmal spuckst, kneife ich dich, bis du schreist!“ - „Du bist gemein!“ - „Gib auf!“, sagte Janus. Er drückte ihm das rechte Knie auf den Hals. - „Nein!“ - „Gib auf!“ - Er wartete. - Janus ist Goliath, er ist nicht David. Es ist genau umgekehrt. Und so stark wie du bin ich auch. Ich will nicht David sein, auch nicht Goliath. Ich überhole dich, wenn ich größer bin. Helmut schloss die Augen. - Er kann mich nicht überholen. Nie. Ich bin viel stärker als er. - „Sag: Ich gebe auf!“ - „Ich spiele nie wieder mit dir!“ - „Sag: Ich gebe auf!“ - Helmut öffnete die Augen. Er war erschöpft, am Ende, der Körper gab nach, der Blick leer, stumm lag er unter ihm. Da stand Janus auf und ging und sah sich nicht mehr um. Er ging zum Graben und pinkelte in die Brennesseln.

Mein Strahl geht weiter als deiner, dachte Helmut. - Helmut ist feige, er traut sich nicht, den Graben zu durchqueren, er hat Angst vor den Brennesseln. - Mein Strahl geht weiter als deiner. Siehst du, wie ich dich überhole? - Ich bin durch die Brennesseln gelaufen, ich habe die Ärmel nicht runterge-

krempelt! - Janus ist dumm! - Wenn der mich einholt, stoß ich ihn wieder zu Boden. - Wenn er mich anrempelt, reiße ich ihn zu Boden. - Was mach ich jetzt, soll ich wieder hoch gehen? Vielleicht ist Carl schon wach und liest mir wieder vor. Oder ich lese allein. Ein paar Buchstaben kann ich schon. Wenn Freitag mit Robinson Streit hat, wer ist dann stärker? Freitag ist viel jünger, aber Robinson hat vielleicht mehr Ahnung vom Kämpfen, er weiß jeden Griff, bevor Freitag ihn anwendet. Aber wenn Robinson mal nicht aufpasst, ist er geliefert. Oder wenn Freitag ihn verrät und die Kannibalen ihn nachts überfallen? Janus sieht wieder das Feuer. Er steht am Graben und schaut in die Luft. Hans-guck-in-die-Luft! Ich habe meine Hose noch nicht zugeknöpft. Er hört in den Himmel. Eine Melodie kommt von drüben, es ist „Guten Abend, gute Nacht“, es ist aber noch hell. Janus sieht da oben die Venus, obwohl die Sonne ihm im Nacken brennt. Das ist nicht die Venus! Hat das Helmut gesagt? Nein, der liegt bestimmt noch auf den Steinen und weint. Der Wind greift in die Brennnessel und teilt sie wie das Rote Meer. Jetzt kann der Helmut auch in die Brennnessel gehen und ertrinkt nicht. „... Vertragen wir uns wieder ...?“

End Rüste Weger Haare¹

Sonntag, Sommer au.

Mutterstadt Marihen Plus Sohnstedt Sören:
Essen Inn Garthe.

Sohnstedt Immert Kratzen Kopfers.

Mutterstadt (Lachen): „Flöha Weiden?“

Sohnstedt: „Nidda Floh. Abert Icker Schwitten, Langen Haar
Heissen. Jucken, Jucken, Jucken.“

Mutterstadt: „Haste Schöna Langen Goldingen Haar Löcken!“

Sohnstedt: „Neindorf, Mutters. Haaren Heissen. Haaren
Jucken.“

Mutterstadt (Ernst): „Jungingen?“

Sohnstedt: „Jadorf, Mutters?“

Mutterstadt: „Müssen Kemmern, Soll er Bürstel, Müssen Vill
Wasching!“

Sohnstedt: „Waschen pelz? Filz? Nitz. Willich Schneiding. Icker
Hassee Wilding Mähne.“

Mutterstadt (End Rüste): „Schaddel! Schöna Wellen ... Alle Dahmen Wollin
Solching Schöna Wellen.“

Sohnstedt: „Habich Satt eins Schuppenfeld. Haare Müssen
Weg!“

Mutterstadt: „Sören! Wollerau Einen Bürsten Schnittering?“

¹ Die vorliegende Minimal-Geschichte besteht **ausschließlich aus real existieren den Ortsnamen** aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Ebenso der Titel, die Regieanweisungen, die Namen der Figuren, **einfach alles!**

Sohnstedt: „Nidda Bürstel Schnittering, Mutter. Icker Wollin
Glatz! Jadorf: Vollern Glatzham.“

Mutterstadt: „Wien Nazi bühl? Lederhosen? Langen Schwarz
Regenmantel? Dickel Ketten?“

Sohnstedt (End Rüste): „Gutach Himmel! Nitz Nazibühl.“

Pausitz

Beidl Stumm Essen

Sohnstedt (Klein Laut): „Mutter. Willich Besseringen, Kemmern, Bürsten,
Waschen pelz.“

Mutterstadt: „Sehrt Gut. Binn Frohnsdorf. Solching Schöna
Goldingen Haar Löcken.“

- Endingen -

Bespuckte Dame

Mein Vater spuckte und wollte gerade eine pikante Äußerung formulieren. Doch wurde er mit einem Schlag ins Gebiss barsch unterbrochen. „Was zum Teufel machen Sie!“-schrie eine korpulente Dame und wischte ihre Hände an seiner Pelzmütze ab. „Entschuldigung, ich wollte Sie nicht treffen“-sagte mein Vater- „So ein Lügner! Ich sah es ganz genau - Sie haben auf mich gezielt!“ und wieder zack auf die Zähne. „Nicht im geringsten, gnädige Frau, ich bin ja kurzsichtig“ sagte mein Vater und kniff zur Wahrhaftigkeit die Augen zu. „Na, schauen Sie nur, man will einem helfen, man sucht nach Kleingeld, man zieht die Handschuhe aus bei diesem Frost, und der Dank dafür?“ und wieder zack auf die Zähne. „Ich habe ja nicht um Almosen gebeten! Ich habe hier nur gegessen!“ erwiderte der Vater. „Nur gegessen. Ein normaler Bürger sitzt nicht mit ausgestreckten Händen vor der Kirche. Machen Sie mir nichts vor!“ schrie die Dame und wieder zack ins Gebiss. Meinem Vater wurde auf einmal sehr warm, er nickte und kippte um. Die Dame nickte auch und setzte ihren Weg fort. So war diese Peinlichkeit beendet und kurz darauf vergessen.

Joghurtbecher

Es ist fünf vor Zwölf. Ich sitze auf dem Balkon und beobachte, wie sich zwei Fliegen am Rande des offenen Honigglases lieben. Und er, ich denke, es ist er, fällt rücklings in den Honig und verendet. Ich schaue das nicht ohne Schadenfreude an und warte.

Eduard ist seit zwei Stunden im Keller. Es ist heiß, Insekten surren, der Mittag lastet. Ich erhebe mich, räume die Frühstücksreste in den Kühlschrank und schiebe die Tiefkühlpizza in den Ofen. Dann inspiziere ich die Wohnung.

Im Wohnzimmer finde ich einen Joghurtbecher. Er ist leer. Neben dem eingedrückten Aludeckel stakt der Löffel. Die weibliche Fliege krabbelt am Rand und tunkt den Rüssel in hellrosa Joghurtspuren. Fliegen in der Wohnung machen mich nervös. Wie kann man einen Joghurtbecher hinstellen an einem Tag wie diesem? Fliegen legen Eier. Sie legen doch Eier, oder? Jedenfalls scheißen sie auf die Sofakissen, die gelben. Ich würde nie einen leeren Joghurtbecher einfach so stehen lassen. Ich bringe meinen Müll sofort in den Müll.

Dass nur Eduard der Täter gewesen sein kann, erkenne ich an der Art, wie der Löffel seitlich aus dem Joghurtbecher ragt. Sie ist individuell. Eduard hat diesen Joghurt gegessen. Eduard isst dauernd Joghurt. Er wartet nicht gern auf das Essen. Er frisst impulsiv. Das liegt am Stress. Wer Stress hat, der denkt nicht, der nimmt, was er findet und schlingt es hinein. Und während er noch schlingt, vergisst er schon wieder, was er gerade tut. Eduard steht ständig unter Dampf. Er ist tüchtig. Er ist fleißig. Er ist unentbehrlich. Und gut. Niemand ist so gut wie Eduard.

Und wenn er seinen Joghurt aufgegessen hat, klappt er mit den Zeigefingern den Aludeckel herunter und stößt den Löffel mit energischem Ruck in den Spalt zwischen Becherrand und Deckel. Das Geräusch hört er nicht. Aber ich!

Mich springt es an, immer. Ich hasse es. Er weiß das, aber es interessiert ihn nicht. Eduard ist ein Mann der Tat, passionierter Heimwerker. Er neigt nicht zu Fisimatenten. Wenn er den Löffel in den Spalt neben dem Aludeckel knallt, dann muss das so sein. Eduard zweifelt nie. Was er plant, zieht er durch. Nicht immer wird es filigran, fertig wird es garantiert. Er wird immer fertig. Immer! Und dann vergisst er, was geschehen ist. Er ist schnell. Und schnell weiter. Wozu noch einen Gedanken verschwenden an Geschehenes? Ist der Joghurt leer, ist es ist vollbracht. Eduard ist satt, basta.

Und als Zeichen des Sieges dekoriert er die Wohnung mit leeren Joghurtbechern, aus denen seitlich der Löffel ragt. Ich räume diese Becher weg. Dauernd räume ich Eduards Joghurtbecher weg. Ich räume jetzt seit dreiundzwanzig Jahren täglich drei Joghurtbecher in dem Müll. Dieses Exemplar klebt auf dem Glastisch fest. Ich entferne geduldig den Rand. Die Fliege setzt sich mir auf die Hand und bezahlt mit dem Leben.

Die Pizza duftet. Ich stelle den Herd aus, öffne die Korridortür und brülle, das Essen sei fertig. Keine Antwort. Ich decke den Tisch und schenke Wasser ein. Gemächlich. Um sicher zu gehen. Die Hand zittert, das Wasser ergießt sich über das Wachstuch. Ich hole den Aufwischlappen. Er duftet nach Erdbeeren.

Wo mögen die Latschen sein? Ich gehe Sommertags barfuss. Wir haben Parkett. Das ist angenehm. Außerhalb der Wohnung benutze ich Latschen. Den rechten Latschen finde ich im Badezimmer, der Linke bleibt unauffindbar. Ich sichte alle Zimmer, finde zwei Einzelexemplare, leider nur rechte. Meine Latschen liegen überall herum. Ich habe Wasser in den Beinen. Manchmal fällt Eduard darüber, aber schließlich hat er Augen im Kopf. Ich hatte fünf Paar Latschen, verschiedenen Farben. Lange habe ich mich gefragt, wo die Linken sind. Bis vorgestern. Ja, bis vorgestern, als ich den Kellerkühlschrank sauber machte. Eduard hat im Keller einen Kühlschrank. Neben der Werkstatt.

Nun, die Dunkelblauen jedenfalls hatte ich heute Morgen noch. Zuweilen ist die Sucherei wirklich lästig. Ich gebe schließlich auf. Morgen. Morgen werde ich neue kaufen.

Ich ziehe die Pizza aus dem Ofen, deckte ein Handtuch darüber und steige barfuss in den Keller. Unten rührt sich nichts. Der Marmorboden ist kalt, die Zehennägel kratzten über den Stein. Ich muss an Kreide denken, das Geräusch quietschender Kreide auf einer Schultafel. Und an Aludeckel, an das Kratzen von Teelöffeln an Aludeckeln. Auf meiner Zunge breitet sich elektrischer Geschmack. Wie von frisch plombierten Backenzähnen.

Der Keller ist Eduards Reich. Dort steht die Drehbank. Eduard hat sich unten häuslich eingerichtet. Außer dem Campingkühlschrank hat er einen alten Fernseher aufgestellt. Ich sehe ihn manchmal tagelang nicht. Den Kühlschrank füllt er selber auf. Ich komme nur manchmal, um den Müll abzuräumen. Ich räume immer den Müll ab. Müll abräumen ist meine zweite Natur. Zu was anderem hat es nicht gelangt. Ich war zu unentschlossen.

Ich klopfe an. Es bleibt still. Ich öffne die Tür. Wut steigt in mir hoch. Wie vorgestern. Da hängen sie! An der Wand! Meine linken Latschen. Einer neben dem anderen. Festgenagelt! In einer Reihe, farblich sortiert, regenbogenfarben. Regenbogen-farben! Vorgestern noch vier, heute fünf, festgenagelt an einem Balken. Den Letzten muss er heute Morgen erwischt haben. Den Dunkelblauen. Auf der Erde rollt ein Joghurtbecher mit eingeklapptem Deckel in der Zugluft hin und her und verursacht auf dem Betonboden ein ernüchterndes Geräusch. Ich bekomme eine Gänsehaut. Eduard hängt vornüber auf seinem Holzstuhl, der Kopf ruht auf der Brust. Er rührt sich nicht.

Was mich zudem entzückt: Er hat er sich vor dem Verzehr des Joghurts noch den Hammer auf den Daumen gehauen. Der Nagel war blutunterlaufen und am dunkelblauen Latschen klebt Blut.

STEFAN HEUER

und aus dem mund

und aus dem mund ein schwall, laut und hart
der bösen worte wie regen gegen's fenster
die erste wut verrauchte, nur ihr schatten noch

im zimmer, im raum, bis der scheidenwind sie
trennt: einzelne teile noch sichtbar, spürbar,
nach dem kleinen tod nicht mehr der rede wert

SABINE RÖMMER

Mit Sicherheit

Ich warf das Handy kraftvoll an die Wand,
der Ton des Aufpralls war kaum zu ertragen.
Wie konnt der Kerl, verdammt noch mal, es wagen?
Sein Glück, dass er nicht gegenüberstand!

Mich liebt er nicht, das war nun endlich klar.
Mein Herz, es raste, schlug in Turbulenzen
und überschlug die letzten Konsequenzen.
Was für ein widerlicher Schuft er war!

Das Wörtchen Liebe wurd nie ausgesprochen,
ich war so blöd, ich dacht, er hebt es auf.
Er gab kein Wort und hat auch keins gebrochen,

ein Grund, aus dem ich mir die Haare rauf.
So feig der Hund, ich hätt ihn gern erstochen.
Nur SMS zum Abschied hat er drauf.

Ausbruch

Du gehst mir so dermaßen auf die Nerven. Wie du neben mir herschleichst mit diesem Hundeblick. Und warum grinst du so dämlich? Ich kann es mir schon denken, ist ja nicht schwer, hinter deine hohle Stirn zu gucken. Das blendende Weiß, die klare Luft und der strahlende Himmel haben es dir angetan. Genieß es nur, solange du noch kannst. Vielleicht kommt etwas Leben in dein Marionettengesicht - jeder Kasper hat mehr Ausdruck in seinem Holzgesicht als du - wenn dir klar wird, dass wir unsere letzten Schritte machen, dass wir auf dem besten Weg sind, geradewegs ins Unheil zu rennen.

Der beseelte Ernst, mit dem du mich jetzt ansiehst, ist auch nicht besser als dein Grinsen.

„Ist diese Stille nicht wunderbar?“

Warum quatschst du dann rein in diese wunderbare Stille?

Meine Mutter meint, du bist genau der Richtige. Soll sie doch mit dir erfrieren. Ihr verklärter und dein dusseliger Blick, eure Köpfe einander zugewandt. Mit steifgefrorenen Gliedern würden wir euch Tage später finden, von der Kälte konserviert. Die gefrorenen Schneepartikel um deine Schläfen würden den Altersunterschied verwischen. Ihr wärt das perfekte Liebespaar.

Du trägst tatsächlich die Mütze, die meine Mutter dir gestrickt hat. Fehlt nur noch, dass du anfängst zu singen. Oder Wunderkerzen aus der Tasche zu ziehen.

Wenn du wenigstens still sein könntest. Aber du willst reden. Man kann doch über alles reden. Ich will aber nicht. Ich will nicht mit dir reden. Ich will dir nichts erklären und mir nichts erklären lassen von dir.

So kann es nicht weitergehen, sagst du.

Da hast du endlich mal Recht.

Weihnachten in einer einsamen Berghütte. Nur wir zwei.

Und meine Mutter.

Vermutlich brauchst du Anschauungsmaterial über Mütter und Töchter. Du erzählst mir ja nicht mehr, was du schreibst, seit ich dir einmal gesagt habe, wie todlangweilig und ungereimt das war, was du mir vorgelesen hast. Du hast behauptet, dass ich nichts davon verstehe.

Ist das bei euch Dichtern eigentlich wie bei den Popstars? Wer gut aussieht und seine Show abziehen kann, braucht kein Talent? Muss wohl so sein, wie käme sonst jemand wie du auf die Idee zu dichten? Da fallen die falschen Töne nicht jedem sofort auf.

Meine Mutter meint immer, du musst vor Liebe blind sein. Aber ich will verdammt noch mal gesehen werden. Ich will keinen Blinden, sondern einen, der alles sieht, sogar das, was ich nicht zeige. Und der das aushält und dann sagt: du bist ein Miststück, aber ich liebe dich. Das kannst du nicht. Das könntest du nie.

Den Ring hast du schon vergessen. Du hast mir wieder einmal verziehen. Dabei habe ich deinen Ring nicht verloren, nicht einmal absichtlich. Ich bin nicht so schnell, wie du denkst. Alle meinen dich beneiden zu müssen, um deine Ruhe, deine Ausstrahlung. Dabei ist es wie mit meinen langen Beinen, nur außen eben, nur Oberfläche. Ich kann nicht weglaufen und in dir drin ist nichts. Das ist es, was du wirklich ausstrahlst. Nichts berührt dich, nichts bringt dich aus der Ruhe, weil du nichts verstehst.

Sag schon was, sag schon was, du versuchst deinen beschränkten Sprachschatz durch die Häufigkeit deiner Wiederholungen auszugleichen. Wie ein Papagei.

Das geht nicht in dein Dichterköpfchen, dass jemand einfach nicht mit dir reden will. Dabei kann man mit dir über alles reden. Du hast Verständnis. Für meine Mutter, die sich keinen Film ansehen kann, ohne zu Heulen, für den Hund, der den Teppich voll kotzt, für deinen Bruder, der sich gerade von seiner schwangeren Frau trennt.

Mit dir kann man reden. Kunststück, wo du doch nichts verstehst.

Schweigen kann man jedenfalls nicht mit dir. Wie mir das auf die Nerven geht, dass deine Blicke mich ständig durchbohren. Einen Fuß vor den ande-

ren setzen im Schnee, einsinken, herausziehen, einsinken, dass kann man auch nicht mit dir.

Mit dir zusammen zu sein, ist einfach nicht schöner als allein zu sein.

Das Reh, das in panischer Angst über die Lichtung prescht, findest du niedlich. Vermutlich hast du den vorausgegangenen Schuss auch niedlich gefunden, wie Jäger überhaupt niedlich sind. Jäger und Haufen von toten Hasen und ein Reh in Todesangst und natürlich die kleine Blonde mit der Zahn-
lücke. Hast du das wirklich nicht gesehen, dass ihre Zähne so weit auseinander standen, dass du deinen Bleistift durch die Lücke hättest schieben können? Oder war es gerade das? Niedlich. Eine niedliche Zahnlücke.

Sollen sie glücklich werden mit dir und deinem debilen Dauergrinsen, deine niedlichen Schlampen. Der Schnee wird es für sie einfrieren und sie können sich einbilden, dass du lächelst, weil dein letzter Gedanke ihnen galt.

Ich jedenfalls gehe jetzt dahin, wo meine Gedanken längst sind. Zwei Füße, die ihren Weg zum Ursprung zurückverfolgen.

Du wirst deinen Weg schon finden. Und später kann ich immer noch meine Mutter schicken, um dich zu suchen.

HANS-JÜRGEN HILBIG

komm wach auf

wir trennen uns

wir trennen uns ein ganzes leben lang

ich bau uns ein boot

du hältst es für gefährlich

ich schlag ein leck rein

endlich ziehen wir los

arm in arm

die ganze welt soll erfahren dass wir uns getrennt haben

wir schreiben gedichte

wir schicken sie an suhrkamp

sie schauen sie nicht an (sie müssen das porto zahlen denken sie stets)

welch ein verlangen

wir zwei

wie nicht geboren

zumal in dieser dichten welt

wir sind abschaum für sie....meine königin

was erwarten wir

sie sollen uns drucken!

sie müssen doch auch abschaum drucken

wir küssen uns

das sieht fast echt aus
ich stehe hinter dir und schreibe
wenn ich ein russe wäre würde ich dir dostojewski vorlesen (aber auf
deutsch)
ich spucke in die luft (so fängt man kreise)
sie sind so hungrig nach neuen gedichten aber wenn man sie schreibt sagen
sie stets -wir haben schon gegessen-
diese parkplatzwächter
sie orientieren sich nur an den schalen die sie schon kennen
so ein auge! so eine betrachtung
wir trennen uns!
aber vorher lernen wir uns kennen und schreiben über unser trennen
wir schreiben über nichts anderes
nur langweiler schreiben über den mond
wir nicht
wir starren ihn nur an
er ist unser einziger möglicher verleger

Karin Hoffmann

I
Am nächsten Morgen stand Karin nur auf, um im Büro anzurufen. Sie sagte, sie fühlte sich unwohl und könnte nicht zur Arbeit erscheinen. Man wünschte ihr gute Besserung und meinte sie sollte sich erst auskurieren. Es sei doch hoffentlich nichts Ernstes. Nein, meinte Karin, sicherlich nichts Langwieriges. Sie würde den Tag ruhen und wäre bestimmt schnell wieder in Ordnung. Morgen würde sie wieder in den Dienst kommen. Karin legte sich wieder hin und versuchte einzuschlafen. Sie hatte es schon geahnt, es würde ihr nicht gelingen. Sie lag wach. Sie versuchte, nicht zu grübeln. Sie forderte sich auf, nicht zu brüten, obwohl sie wusste, dass eben diese Aufforderung letztlich nichts anderes war als Brüten. Sie stand wieder auf und kochte Tee. Er tat ihr gut. Es war ein schönes Gefühl, wie sich ihr Magen langsam erwärmte und löste. Sie zog sich an. Sie hatte den gesamten Tag frei. Sie freute sich über die unerwartet gewonnene Zeit und nahm sich vor, sie zu nutzen. Sie aß etwas und verließ das Haus. Sie sind spät dran, rief die Nachbarin herüber. Karin antwortete nur mit einem Kopfnicken. Sie beeilte sich, außer Hörweite der Nachbarin zu kommen. Karin wunderte sich, weil sie, ohne den Plan gefasst zu haben, wieder zum Arndtpark ging. Früher war sie oft dort spazieren gegangen. In letzter Zeit war sie nur selten da. Viel zu selten, dachte Karin. Außer einigen Gärtnern und Parkwächtern war der Park menschenleer. Morgens gehen die Leute nicht in Parks. Ich sollte viel öfter morgens hierher kommen. Nirgends hat man so viel von sich selbst wie in einem Park, wenn die Menschen ihn noch nicht für sich beanspruchen. Am Spielplatz, der völlig verlassen da lag, setzte sie sich hin. Sie rauchte. Der Sand war noch klamm von der Nacht. Mit feuchtem Sand kann man am besten bauen. Wenn der Sand früher nicht feucht genug war, musste immer einer Wasser holen gehen. Am beliebtesten waren Burgen. Daran hat sich nichts geändert... Wir hatten Figuren mitgebracht, und unsere Burgen waren meist von einem Gewimmel von Menschen bevölkert, die gerade damit beschäftigt waren, die

Hochzeit des Burgfräuleins mit einem fremden Ritter vorzubereiten. Eine von uns war ja die Braut, die sich der edelste Kämpfer errungen hatte. Karin lächelte. Ich war auch einmal Braut eines solchen Ritters. Wir heirateten auf der Stelle. Ich legte mich auf den Rücken. Ich sagte zu meinem Mann, so, jetzt ist ein Tag vergangen, und es ist der nächste Morgen. Du kommst von der Jagd zurück und trittst in mein Krankenzimmer ein. Du siehst mich an und musst dich dann sofort freuen. Ich schlage nämlich die Zudecke auf, und da liegt dann unser Kind. Es ist ein Mädchen. Nein, sagte mein Mann, das finde ich doof. Es muss ein Junge sein. Tapfere Ritter haben immer nur Söhne. Das Telefon im Erfrischungspavillon war außer Betrieb. Sie würde Thomas später anrufen. Karin entschloss sich, wieder nach Hause zu gehen. Sie schlenderte den Kiespfad entlang. Sie beobachtete Gärtner, die Stöcke in den Boden trieben und Blumen daran festbanden. Sie atmete tief. Sie senkte den Kopf und sah an sich herab. Ein Kind, dachte sie, ich bekomme ein Kind. Wenn ich es mir nicht so sehr gewünscht hätte, dieses Kind. Man wird es bald sehen können. Holger und ich waren uns einig, dass wir Kinder haben würden. Wir wollten nur sein Examen abwarten. Holger wollte erst Geld verdienen. Ich wollte warten und Holger seinen Willen lassen. Wir hatten Zeit. Es war nicht wichtig, schnell Kinder zu bekommen. In den ersten Jahren ihrer Ehe mit Holger hatte Karin nie angezweifelt, viel Zeit zu haben. Wie sehr sie selbst davon überzeugt war, wusste sie nicht mehr. Erst im Verlaufe der endlosen Diskussionen mit Holger wurde ihr immer bewusster, dass sie Holger nur nachgegeben hatte. Ich hatte mich Holger lediglich untergeordnet und mich in der Sicherheit gewiegt, du wüsstest schon, wie wir es am besten machen sollten.

Als Karin zu Hause angekommen war, war sie angenehm ermüdet und legte sich aufs Sofa. Sie hatte das Telefon mit ins Wohnzimmer gebracht und versuchte, sich auf ihr Gespräch mit Thomas zu konzentrieren. Ich wollte dich heute nach Dienstschluss im Hansa treffen. Ich muss mit dir reden. Nein, es müsste schon heute sein, Thomas, ja, es ist wichtig. Ich möchte es dir nicht hier am Telefon sagen. Ja, ich war beim Arzt. Das weißt du doch. Karin war sich nicht mehr sicher, ob sie auf dem Gespräch bestehen sollte, falls Thomas nicht ohne weiteres einwilligte. Warum sollte sie es ihm nicht einfach am Telefon sagen. Damit hätte es doch ein Ende, und ich brauchte ihn nicht im Cafe zu treffen. Was soll ich ihm überhaupt sagen? Karin ärgerte sich, weil sie auf der Stelle trat. Sie verscheuchte ihre Gedanken und versuchte einzudösen.

Hol' es dir doch, wenn du es haben willst. Karin lief übermutig den Wiesenhang hinunter und Thomas machte sich auf, ihr nachzulaufen. Er hatte sie schnell eingeholt und brachte sie zu Fall. Sie blieb liegen und tat, als sei sie verletzt. Thomas stand über ihr, seine Füße zu beiden Seiten ihrer Taille hielten Karin gefangen. Sie versuchte sich umzudrehen. Thomas, du tust mir weh. Sie bäumte sich auf und befreite sich. Thomas hatte einen Strick in den Händen und prüfte seine Stärke. Thomas, was willst du mit dem Strick? Karin erschrak. Tu doch nicht so, als wüsstest du nicht ganz genau, was wir jetzt mit dir machen. Holger war plötzlich auch da. Er hatte ebenfalls einen Strick, an dem er mit aller Kraft hin und her zerrte. Ich die Hände, sagte er zu Thomas. Ja, sagte der, aber sollen wir sie nicht erst ausziehen? Nein, wir wollen nichts überstürzen. Wir haben Zeit. Holger fuhr ganz langsam mit der Zunge über die Oberlippe. Er hatte jetzt eine Glatze. Holger, rief Karin entsetzt, und sie erschrak, als sie das Echo ihres Rufes hörte. Hier gibt es doch gar kein Echo. Stopfen wir ihr den Mund, fragte Thomas. Ja, sagte Holger und zog ein Taschentuch ihres Vaters aus der Hemdtasche. Wo hast du das Taschentuch her? Es gehört meinem Vater. Ja, da staunst du, rief Holger, er hat es mir gestern gegeben. Du wirst es morgen brauchen, hatte er noch gesagt. Jetzt erst bemerkte Karin, dass ganz in der Nähe bei zwei entlaubten Birken ein Sofa stand. Ihr Vater lag darauf. Sie hatten ihn dort hingelegt, bis der Arzt kam. Um Gottes Willen, schrie ich immer wieder, wenn der Arzt nicht sofort kommt, stirbt er hier. Holger saß daneben und reinigte sich die Fingernägel. Thomas zog mich an den Haaren hoch und riss meine Bluse auf. Holger sah unbeteiligt zu. Er stand unendlich langsam auf. Zeitlupe, dachte ich, wo kommt denn dieser Film her? Ich fragte Thomas, wann wir denn diesen Film gedreht hätten. Frag' nicht so scheinheilig. Thomas hatte sich das Hemd ausgezogen und Holger half ihm, seinen Gürtel aufzuschnallen. Holger hatte auf einmal ein gestreiftes Hemd an. Das ziehe er aber nicht aus, sagte er. Er wolle es anbehalten. Es sei frisch gebügelt. Ich wollte aufstehen und fortrennen. Ich blieb aber liegen. Ich kam nicht hoch. Alles war so eng. Meine Knie waren schon wundgescheuert. Thomas' feuchte Hand lag auf meiner Schulter. Ich fror. spürte, wie mein Schrei in mir stecken blieb und nicht mehr herauswollte.

Als Karin wach war, richtete sie sich halb auf und starrte apathisch auf einen Fleck im Teppich. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen. Sie war müder und abgespannter als zuvor. Sie zuckte mit den Schultern als wollte sie ihren

Traum ad acta legen. Sie wollte sich diesen Traum nicht nacherzählen. Sie vergaß ihn.

Helga sah mich fragend an. Sie meinte tonlos, sie bekäme ein Kind. Ich muss sie sehr verwundert und ungläubig angesehen haben. Ja, ein Kind, sagte sie. Wie lange bist du denn schon schwanger? In letzter Zeit habt ihr so wenig davon gesprochen; ich dachte schon, ihr hättet eure Pläne aufgeschoben. Thomas hat dieses Kind nicht gewollt. Ich habe nie verstanden, warum er keine Kinder haben wollte. Wir waren uns in dieser Frage nie einig. Helga sagte es mit einem geschäftsmäßigen Gleichmut, der leicht zu durchschauen war. Sie hatte für dieses Kind gekämpft. Sie war jahrelang auf der Suche nach Argumenten gewesen. Sie war überzeugt, sie könnte Thomas durch Beharrlichkeit und Stehvermögen umstimmen. Sie hatte nicht allein sein wollen. Sie hatte sich nicht Rechenschaft ablegen müssen, warum sie ein Kind wollte. Sie wusste es. Ich spürte, sagte Helga, wie ich Thomas manchmal hasste. Ich konnte die Ausweglosigkeit unserer Gespräche nicht mehr einstecken. Warum willst du denn unbedingt Kinder? Wie habe ich diese Frage fürchten gelernt. Sie war der unvermeidliche Schlusspunkt stundenlanger Gespräche, in denen ich mit aller Behutsamkeit so vorsichtig diskutierte, dass ich oft glaubte, ich sagte nicht annähernd, was ich meinte. Ich fühlte immer wieder Thomas' Umklammerung, und er wusste, wie wenig ich dieser Frage entgegenzusetzen hatte. Früher gab es dann Tränen, die die Sache nur verschlimmerten. Ich brauchte Thomas' Bemerkung, ich sei hysterisch nicht erst abzuwarten; ich wusste es auch so. Ich kam mir genauso verlogen vor wie die Binsenweisheiten, die den meisten einfallen. Es ist doch schön, Kinder zu haben. Der Sinn der Familie. Durch Kinder erst wird das Leben farbig. Ich verfluchte meine Hilflosigkeit, nicht in Worte fassen zu können, was ich mir so fanatisch wünschte. Helga wurde immer leiser. ... Ich sah sie unschlüssig an. Mir war immer noch nicht klar geworden, welche Rolle Helga in meinen und Holgers Gesprächen gespielt hatte. Sie war immer mein warnendes Beispiel, und ich sollte nun, nach Thomas, die erste sein, die davon hörte, dass sie getan hatte, was Holger mir immer vorgehalten hatte. Als Thomas von seinem Spaziergang zurückgekehrt war, schien er ruhig und gesammelt. Helga meinte, sie wäre in eine ihr unerklärliche euphorische Stimmung geraten. Ich fühlte mich so leicht, dass ich fast schon ein schlechtes Gewissen bekommen hätte. Es gelang mir, mich vor Thomas zu verstecken. Man sah ihm an, dass er sich die größte Mühe gab, emotionslos zu sprechen: Helga, ich möchte, dass du das Kind abtreiben lässt. Ich fühle mich von dir hintergangen, und

wenn du ehrlich bist, hast du mich auch hintergangen. Ich wüsste nicht, wie ich es anders ausdrücken sollte. Du hast natürlich gehofft, ich würde mich mit den von dir allein geschaffenen Tatsachen irgendwie anfreunden. Ich möchte da absolute Klarheit haben. Ich werde mich nicht damit anfreunden, und es bleibt dir nichts anderes übrig, als in meinen Wunsch einzuwilligen. Helga sagte, sie habe Stunden und Tage damit verbracht, sich auf diese Forderung vorzubereiten. Es ist mir aber nie mehr eingefallen, als dass ich nein sagen würde. Ich würde kommentarlos nein sagen. Ich ahnte, dass Thomas auf seinen Argumenten bestehen würde, aber ich war schon zu weit. Ich hatte nur das Argument, dass ich eine Abtreibung nicht wollte, und das musste Thomas genauso genügen, wie es mir genügt hatte. Ich hatte keine Angst. Ich sagte ihm, ich würde in eine Abtreibung nicht einwilligen, und er hätte kein Recht, sie von mir zu verlangen.

II

Am Abend ging Karin kurz an die Luft. Sie kehrte erfrischt zurück und setzte sich an Holgers Schreibtisch. Sie hatte sich entschlossen, Holger einen Brief zu schreiben. Zunächst hatte Karin diesen Entschluss noch nicht gefasst. Sie wollte bloß Ordnung schaffen. Holger hatte sie öfters aufgefordert, sie sollte aufschreiben, was sie quälte. Sie würde sehr schnell merken, dass das eine hervorragende Methode sei, Ordnung im Kopf zu schaffen. Sie hatte es nie ausprobiert. Karins Bedürfnis, Ordnung herzustellen, hatte jetzt so sehr Besitz von ihr ergriffen, dass sie schreiben musste. Wenn sie ohnehin schrieb, konnte sie gleich an Holger schreiben. Sie hatte keine Vorstellung davon, wie dieser Brief aussehen würde, nicht einmal wie er aussehen könnte.

Lieber Holger

Ich bin schwanger. Ich weiß es mit absoluter Gewissheit. Ich weiß auch, dass es nicht Dein Kind ist. Du wolltest keine Kinder haben, und Du magst beruhigt sein. Es ist Dir perfekt gelungen, es zu verhindern.

Du wirst nicht Vater; ich habe Deinen Wunsch respektiert und tue dies auch weiterhin. Ich werde dieses Kind bekommen. Ich werde Deine Abwesenheit dazu benutzen, aus Deiner Wohnung auszuziehen. Du kannst mich in Soßdorf erreichen. Ich grüße Dich.

Deine Karin

Karin wollte Helga anrufen und sie bitten, zu ihr zu kommen. Sie wollte mit ihr über ihre Schwangerschaft sprechen. Helga war die einzige, die Karin gleichmütig mit ihrer Schwangerschaft konfrontieren konnte. Sie rief an.

Helga war gleich am Apparat. Sie hatte niemanden, der auf Sabine aufpassen würde, und sie könnte deshalb nicht kommen. Karin zögerte. Sie hatte gehofft, Helga würde sie zu sich bitten. Sie wäre gerne zu ihr in die Hochhaus-siedlung hinausgefahren. Helga sagte nichts. Es ist wichtig; ich würde gern mit dir sprechen. Helga meinte, sie könnte morgen Mittag in die Stadt kommen. Sie würden sich in der Mittagspause treffen. Ich gehe morgen nicht in den Dienst, ich bin krank. Helga wollte wissen, was ihr fehlte. Karin sagte, es sei nichts Besonderes, sie sei nur abgespannt und wollte erst wieder richtig ausgeruht zur Arbeit gehen. Helga schien erleichtert. Sie meinte nur, Karin hätte ganz recht, nicht zur Arbeit zu gehen, es hätte keinen Zweck, sich verrückt zu machen. Helga machte aber keine Anstalten, eine andere Verabredung mit Karin zu treffen. Die meinte, es sei vielleicht doch nicht so fürchterlich wichtig und gab Helga die Möglichkeit zu sagen, sie sollten sich aber demnächst unbedingt mal wieder sehen. Sie hätte große Lust und es wäre ja schon ewig und Karin sollte sich wieder melden. Etwas Ähnliches sagte Helga dann auch. Karin legte auf. Sie war plötzlich froh, Helga nicht sehen zu müssen. Was hätte es schon für einen Sinn gehabt, mit ihr zu sprechen, wenn ich ihr nicht auch die ganze Geschichte erzählt hätte. Helga hätte mit Thomas' Vaterschaft meines Kindes nichts anfangen können. Karin ging zurück in Holgers Arbeitszimmer, um den Brief noch einmal abzuschreiben. Sie hatte nichts verändern wollen. Nur wollte sie noch hinzufügen, dass Thomas der Vater ihres Kindes sei.

Lieber Holger

Ich bin schwanger. Ich weiß es mit absoluter Gewissheit. Thomas ist der Vater.

Karin schrieb den Rest ihres Briefes nicht mehr ab. Alles kam ihr jetzt so banal vor. Sie fand sich theatralisch. Alles war ihr schon so klar gewesen; es war ihr nicht einmal mehr in den Sinn gekommen zu bleiben. Sie wollte Holger nicht zumuten, eine Entscheidung fällen zu müssen, von der sie leicht sagen konnte, wie sie aussehen musste. Sie dachte an Holger, und je intensiver sie sich in ihn einfühlte, je deutlicher vermochte sie sich sein unverrückbares Nein vorzustellen. Sie wollte nichts mehr überdenken.

Lieber Holger

Es gibt keinen Zweifel mehr. Ich bin schwanger. Ich freue mich, schwanger zu sein. Wir wissen beide, es ist nicht Dein Kind. Du wolltest keine Kinder haben. Es ist mir in den vergangenen Jahren immer schwerer gefallen, mich

Deinem Willen zu beugen. Du hast mich nie überzeugen können. Ich konnte mich immer nur arrangieren. Es gab nichts einzusehen. Ich wollte Kinder haben; mit Dir Kinder haben. Ich war Dir untreu: Thomas ist der Vater meines Kindes. Ich kann Dich nicht um Vergebung bitten. Es gibt nichts, was Du mir zu verzeihen hättest. Ich gehe nach Soßdorf.

Karin legte sich auf das Sofa, fiel in Halbschlaf, wurde aber durch das Telefon wieder geweckt. Sie fühlte sich benommen und unfähig aufzustehen. Sie hoffte vergebens schnell wieder einzuschlafen. Sie sehnte Holger herbei. Sie ließ in sich das Bild seiner Rückkehr aus Italien entstehen. Sie stand in der Ankunftshalle und sah Holger durch das Tor kommen auf dem Weg zum Zoll. Er lächelte und schien sich schon seit Stunden auf Karin gefreut zu haben. Er sah frisch und jugendlich aus. Sie winkte, als er sie endlich sah, und lächelte befreit. Er bedeutete ihr mit einer Handbewegung, er müsse nur schnell durch die Zollabfertigung. Er wirkte so agil und sportlich. Karin weidete sich an seinem Anblick, und es bereitete ihr eine körperliche Freude, der sie sich willenlos hingab. Obwohl Holger längst aus ihrem Blickfeld verschwunden war, lächelte sie weiter, bis sie es am sanften Schmerz ihrer Wangen spürte. Es kamen immer weniger Reisende von der Zollabfertigung; sie gingen entweder eilig an ihr vorbei, weil niemand sie erwartete, oder sie schlossen ihre Frauen, Kinder oder Männer in die Arme. Karin sah wehmütig zu. Holger kam nicht. Sie konnte sich nicht zwingen, sich dieses Bild vorzustellen. Alles in ihr wehrte sich entschlossen und verbissen. Sie saß aufrecht im Bett. Sie dachte an ihren Brief, der noch immer unverschlossen in Holgers Arbeitszimmer lag. Sollte sie ihn noch einmal anfangen? War sie so sehr gekränkt, dass Holger es wenigstens wissen musste? Karins Gedanken entwickelten sich immer müheloser; sie war wieder vollkommen wach. Sie stand auf. In Holgers Zimmer las sie ihren Brief noch einmal und entschied, ihn unverändert zu lassen. Sie ging zurück ins Schlafzimmer. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um einen der Koffer von den oberen Regalen herunterzuholen. Mechanisch machte sie sich an die Arbeit.



Subjektanalyse

Er wusste viel, und sie war eine zu Belehrende.
Solange sie eine solche blieb,
liebte er sie.

Von diesem Verhältnis ausgehend versuchte er, seiner gesamten Umwelt Gerundivstatus zuzuweisen. Es misslang. Sie beobachtete dieses Misslingen mit großer Aufmerksamkeit.

Eines Tages verließ sie ihn.

Nun hätte es eines intransitiven Verbs bedurft, um Satzqualität zu bewahren. Es fand sich jedoch kein entsprechendes Prädikat.

Da wurde deutlich, dass sein Subjekt-Sein auf einer illusionären Verkürzung beruhte. Ein übergeordnetes Muttersubjekt hatte sich ihn als Akkusativobjekt erhalten, und solcherart war es nie zu einer echten Satzbildung gekommen.

Entlarvt als Ellipse
spuckte der Text
ihn
aus.

Der Mann, die Frau und der Hund (Auszug)

Anstrengender Tag heute, fragte sie.

Ja, sagte er, das Telefon stand nicht still. Sein Blick fiel auf den Küchentisch, auf den Brief, der dort lag, aufgerissen.

Hat sie jetzt geantwortet, fragte er.

Ja, hat sie, sagte die Frau. Nach drei Wochen und zwei Tagen.

Sie nahm den Topf vom Herd und stellte ihn auf einen Untersetzer auf den Tisch.

Der Mann setzte sich auf seinen Stuhl, er fuhr sich mit den Händen übers Gesicht. Was schreibt sie, fragte er. Lies selbst, sagte die Frau.

Er nahm das gefaltete Papier aus dem Umschlag, klappte es auseinander, fing an zu lesen. Nach ein paar Sätzen legte er den Brief weg.

Das Übliche, sagte er.

Das Übliche, wiederholte die Frau, wie immer. Sie legte Besteck auf den Tisch, schob die Gabeln dicht neben die Teller. Irgendwann ist es zu spät, dann bereut sie es.

Ja, sagte der Mann.

Wir leben nicht ewig, sagte die Frau.

Sie setzte sich an den Tisch ihm gegenüber, er stand auf, holte Salz und Pfeffer aus dem Regal, setzte sich wieder. Sie sah ihn an, als er das Gewürz über sein Essen streute. In den letzten Jahren saß er gebeugt, zog seine Schultern nach vorne, schien den Größenverlust durch ein Strecken des Halses ausgleichen zu wollen, sein Hals wurde immer länger, der Kehlkopf ragte spitz hervor, preßte sich gegen die Haut.

Sie nahm ihre Gabel und begann zu essen. Der Mann spießte ebenfalls ein paar Nudeln auf. Ihre Zähne mahlten leise durch den Teig, die Frau schluckte kaum hörbar, der Mann etwas lauter.

Wir haben alles richtig gemacht, sagte die Frau. Sie sah in ihren Teller, sonderte eine Nudel aus und legte sie an den Rand.

Ja, antwortete der Mann, wir haben alles richtig gemacht. Fehler macht jeder. Er schaufelte sich seine Portion in großen Bissen in den Mund, kaute kaum noch, schluckte nur.

Die Tür öffnete sich sacht, wie von Geisterhand aufgeschoben, der Hund schlüpfte herein. Er wedelte mit dem Schwanz, als er den Mann sah, stupste mit der Schnauze an dessen Hosenbein, dann ging er zu seinem Korb in der Ecke, drehte sich ein paar Mal im Kreis, als müßte er Gras platt treten, dann rollte er sich auf der Decke zusammen und legte den Kopf auf die Vorderpfoten.

Die Frau sah zum Hund hin, hielt die Gabel auf halber Höhe zum Mund. Er hat Husten, sagte sie zu dem Mann. Er hat wieder Wasser in der Lunge.

Der Mann nickte. Fünfzehn Jahre, sagte er. Er schob seinen Teller weg, der Teller war noch halb voll. Die Frau sagte nichts. Der Mann faßte sich an die Nase, rieb die schmale Stelle zwischen den Augen, die Haut in den Augenwinkeln knatschte leise, dann ließ er die Hand sinken. Die Frau nahm seinen Teller, schüttete die Nudeln in den Müll.

Verdammtes Spray, murmelte er.

Du hast es zu lange genommen, sagte die Frau. Ich habe es dir gleich gesagt.

Ja, ja, sagte der Mann, wer kann denn sowas ahnen. Er faßte sich wieder an die Nasenwurzel, rieb die dünne Haut hin und her. Ich könnte Pappe essen. Er nahm seine Finger von der Nase, legte die Hand auf den Tisch.

Die Frau aß ihren Teller langsam leer, erhob sich, stellte den Teller in die Spüle zu dem anderen, ließ Wasser darüber laufen und gab etwas Spülmittel hinzu. Dann drehte sie den Wasserhahn wieder zu. Sie blieb einen Moment vor dem Spülbecken stehen, dann faßte sie an die Heizung und stellte sie eine Stufe höher.

Manchmal frage ich mich, wie das andere Kind geworden wäre, sagte der Mann hinter ihrem Rücken.

Sie drehte sich nicht um, ihre Hand hatte sie immer noch an der Heizung, sie stellte sie noch eine Stufe höher. Laß uns nicht davon reden.

Trotzdem, sagte der Mann, manchmal frage ich mich das.

Es war nicht die Zeit dafür, sagte die Frau.

Nur ein Jahr vorher, sagte der Mann, nur ein Jahr vorher.

Die Frau drehte sich jetzt um. Ihre Hand hielt sie von sich weg wie einen Fremdkörper. Laß uns nicht über vergossene Milch weinen. Was geschehen ist, ist geschehen. Wir hätten es uns nicht leisten können.

Die Frau setzte sich wieder an den Tisch.

Engführung

Die Dämmerung drang in ihr kleines Wohnzimmer bis in die Ecke, wo ihr Bett stand, und stimmte sie noch trauriger als sie immer schon war. Ihr Blick blieb am Bild ihres Mannes hängen, der vor zwanzig Jahren an einem plötzlichen Herztod verstorben war. Der Schreck über das unbegreifliche Ereignis glomm wie verborgene Glut in ihr weiter. Sie musste das Geschäft, auf dem noch hohe Schulden lagen, verkaufen, um die zahlreichen Gläubiger zu befriedigen. Auch musste sie die komfortable Wohnung aufgeben, die sie mit ihrem Mann viele Jahre bewohnt hatte, glücklich, wenn man von ihrem Kinderwunsch, der sich nicht erfüllte, absah. Nun lebte sie schon lange Zeit in dieser bescheidenen Mietswohnung arm und vor allem vereinsamt. Der ein oder andere Nachbar besuchte sie ab und zu, vor allem die Frau von nebenan, die ihr jedoch zu neugierig und aufdringlich war, so dass sie von sich aus den Kontakt nicht fördern mochte. Eine Etage tiefer wohnte eine junge Frau, die ihr zweimal in der Woche Besorgungen machte. Wenn Annette Bleibtreu, so hieß die junge Frau, ihr die bestellten Sachen brachte, blieb sie immer eine Weile im kleinen Wohnzimmer sitzen und berichtete ihr, was sich so in der Umgebung ereignet hatte. Auch erzählte Annette von ihrer Schule und den Schülern, denn sie war Lehrerin an der Realschule der Stadt, die in ihren Klassen viele Kinder aus Emigrantenfamilien hatte. „Es ist schwierig“, meinte sie, „weil die sprachlichen Fähigkeiten dieser Kinder meist schwach sind“. Die alte Dame hörte ihr aufmerksam zu und vergaß für eine Weile die Engführung und Freudlosigkeit ihres Lebens. Sie benötigte die ihr gebotene Hilfe, denn die Hüften waren verschlissen und das Herz tat oft weh. Lesen konnte sie nur mit Mühe, so schlecht wurden ihre Augen, die Brille half ihr auch nicht mehr viel: Die Bücher in ihrem Schrank waren einfach verwaist.

Annettes Stimme klang besonders weich und herzlich, als sie von den Flüchtlingskindern erzählte, aber die alte Dame konnte ihr plötzlich nicht mehr folgen. Sie verfiel wieder in Traurigkeit, befand sich erneut in der Gewalt ih-

rer Gedanken, die sich wie Trommelschläge anfühlten: „Vor einigen Jahren habe ich eine Brust verloren und, wenn die Krankheit sich auch bis jetzt nicht ausgebreitet zu haben scheint, schwebt doch der Schatten dieses Tumors über meinem Leben, und immer wieder überfällt mich heftige Angst, wenn ich glaube, es habe sich darin etwas verändert. Zwar hat die jüngste Mammographie nichts Verdächtiges bestätigt, aber wie lange? ...“

„Ich bin in Not und Sorgen. Hast Du kein Herz für mich?“ schrie sie zu der schattenwerfenden Decke, und die hohe Tonlage überraschte die junge Lehrerin, denn sie kannte ihre Nachbarin als eine Person der leisen Töne und manchmal sogar wortkarg. Annette Bleibtreu entschloss sich zu gehen, um den an Gott gerichteten Monolog der alten Dame nicht weiter zu stören. Nun waren Wände und Fenster des kleinen Wohnzimmers mit Schlafbett in der Ecke die einzigen Zeugen ihrer heftigen Klage: „Auch wenn das Evangelium von Jesu Todesnot und Verlassenheit berichtet, so warst Du ihm doch nahe. Hiob hast Du getröstet und geheilt, weil er im Tiefsten sein Vertrauen bewahrte. Komm und tröste auch mich!“

Sie fing an zu heulen, was ihr den Seelendruck ein wenig linderte. Weinen konnte sie Gottlob wieder; lange Zeit hatte sie auch das nicht mehr vermocht. Manchmal wütete in ihr eine tiefe Empörung, eine verzehrende Wut gegen das Schicksal, „Ich will nicht“, quoll es dann aus ihr heraus, „das kann nicht der Sinn meines weiteren Lebens sein!“

Doch in seltenen Momenten, wenn sich der Blick im Bild ihres Mannes eingrub, konnte sie ihre Gegenwart verlassen und glückliche Tage mit ihrem Mann kehren zurück: Sie räkelten sich in ihrem geräumigen Zuhause, kochten gemeinsam, sie roch den Duft des Bratens. Es waren die Abende, wenn sie sich gegenseitig etwas vorlasen, Musik hörten, sich liebten. Die Ferien an der Nordsee: „Komm, wir machen noch einen Spaziergang am Meer entlang“, und ihre Füße spürten die streichelnde Rhythmik der Brandung. Ein solcher Abend könnte auch dieser werden, dachte sie, voller Sehnsucht danach. Nach ihrem Ausbruch, zornig und flehend zugleich, schien sie für einen Augenblick mit ihrem Leben versöhnt und irgendwie hoffte sie, Hiobs Schwester, auf ein Wunder.

Grauer Teppich (Auszug)

Sie geht über den grauen Teppich, mit Trippelschritten, die sie nicht gelernt hat, eine hübsche Blonde auf der Party suchte Anschluss, aber sie war zu schön und zu alt und nicht genug Tussi. Sie hat es bald aufgegeben und ist gegangen, alleine. Interessant sah sie aus, hat sogar tschüss gesagt, die Blonde, und sie hat auch tschüss gesagt und gelächelt und hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie sich nicht mit der Blonden unterhalten hat, und weil die Blonde jetzt wahrscheinlich nach Hause ging zum Fernsehen, während sie da saß mit zwei Kerlen an ihrer Seite und so aussah, als amüsierte sie sich, aber dann fiel ihr wieder ein, dass der Mann morgen Schluss machen wird, und da vergaß sie die Blonde.

Der Mann geht hinter ihr, auf dem grauen Teppich, in ihre Schritte rein, kurz vorm Überholen. Er hat mit seinem Freund viel über nichts geredet, das war angenehm, dass sie nicht so viel sagen musste. Manchmal hat sie trotzdem etwas gesagt, aber es passte nicht. Das machte nichts, es passt fast nie, was sie sagt, egal, was es ist, und sie hatte geglaubt, mit ihm ist es nicht schlimm, aber als sie anfang, über Bücher zu reden, hat er gleich die Klappe runter gemacht, Vorhang zu, und da hat sie aufgehört, von Büchern zu reden und hat versucht, sich anderweitig zu amüsieren. Das hat auch geklappt, sie hat kein Problem damit, sich zu amüsieren, das geht leicht, wenn man sich nicht so ernst nimmt, und das hat sie immerhin gelernt, sich nicht so ernst zu nehmen, jedenfalls auf solchen Partys, ein gutes Gefühl, auch wenn sie aus ihrem Beobachterloch nicht ganz raus kam und voraussichtlich nie ganz rauskommen wird und deshalb nie passt, egal wo.

Der Ausgang kommt näher, der graue Teppich liegt bald hinter ihnen, eine schmutzelige, weiche Fläche. Bald wird sie harten, noppigen, schwarzen Boden unter ihren Schuhen haben, das sieht sie, als sie kurz aufschaut, und das Klackern wieder hören, das weibliche Klackern, das der Grund dafür ist, dass

sie die hohen Schuhe angezogen hat, und sie wird wieder wissen, morgen, dass es egal ist, ob sie hohe Schuhe anhat oder nicht, weil es darum nicht geht. Sie hat ein paar Fernseh-Promis gesehen, hat einen davon dezent angeflirtet bei lauter Musik, ein bisschen gewippt und gelacht und getrunken und Zigaretten geschnorrt. Es hätte sogar klappen können, mit dem Promi. Es ist so leicht, Promi oder nicht, sie hätte es nur wirklich drauf abgesehen haben müssen, und wenn es nicht so wichtig ist, ist es egal, wenn man eine Abfuhr bekommt, aber sie hat's nicht durchgezogen. Da war ja der Mann, noch hatte er nicht Schluss gemacht. Außerdem roch der Promi nicht so, wie es für sie sein muss, das hat sie dann irgendwann gemerkt. Sie hat sogar an seiner Jeansjacke gerochen deswegen, von schräg hinten, wie ein Hund, und hat ihn berührt, trotzdem, am Arm, und mit der Seite. Er fühlte sich gut an, obwohl er zu dick war. Sie hatte so einen Drang, plötzlich, jemanden zu berühren, dass sogar der Geruch egal war. Der Mann stand mit seinem Freund draußen, er mag keine laute Musik, er tanzt auch nicht gern, und sie wollte jemanden berühren, einen Mann, einen Körper.

Sie geht, ein bisschen langsamer jetzt, auf dem grauen Teppich, hinter ihr der Mann. Sie hat dann gesehen, wie unangenehm sie ihm war, als sie zurück kam vom Sich-allein-Betrinken-und-Flirten bei der lauten Musik, die ihm auch unangenehm war, weshalb er draußen blieb, nicht in dem Musikzelt, sondern in dem anderen, größeren Zelt, das ein bisschen höher gebaut war, mit Eisenstufen dazwischen und einem kleinen Gang im Freien, drum herum Zäune gegen das Volk. Am Funkturm gab es ein Feuerwerk, weil der Funkturm Geburtstag hatte, das konnten sie nicht sehen, stand der Baum davor, sie haben gelacht, weil sie das Feuerwerk nicht sehen konnten, nur hören, und sie hat gesehen, wie unangenehm sie ihm war, ihr zurechtgemachter Körper, obwohl sie gar nicht so betrunken war, sie wusste genau, was sie sagte, sie konnte noch sprechen, nur ein bisschen langsamer, aber er, das sah sie, seine Falte zwischen den Augenbrauen, sein ungehaltenes Gesicht, und morgen. Wird sie ihm nur noch lästig sein, das weiß sie, nicht mal widerlich, nur lästig, eine schmutzige, alte Jacke, die er weg wirft, morgen. Wird er ihr sagen, dass Schluss ist, weil er alles erstickt, wie der graue Teppich, ein blöder, schmutziger, grauer Teppich, der alles verschluckt.

rer Gedanken, die sich wie Trommelschläge anfühlten: „Vor einigen Jahren habe ich eine Brust verloren und, wenn die Krankheit sich auch bis jetzt nicht ausgebreitet zu haben scheint, schwebt doch der Schatten dieses Tumors über meinem Leben, und immer wieder überfällt mich heftige Angst, wenn ich glaube, es habe sich darin etwas verändert. Zwar hat die jüngste Mammographie nichts Verdächtiges bestätigt, aber wie lange? ...“

„Ich bin in Not und Sorgen. Hast Du kein Herz für mich?“ schrie sie zu der schattenwerfenden Decke, und die hohe Tonlage überraschte die junge Lehrerin, denn sie kannte ihre Nachbarin als eine Person der leisen Töne und manchmal sogar wortkarg. Annette Bleibtreu entschloss sich zu gehen, um den an Gott gerichteten Monolog der alten Dame nicht weiter zu stören. Nun waren Wände und Fenster des kleinen Wohnzimmers mit Schlafbett in der Ecke die einzigen Zeugen ihrer heftigen Klage: „Auch wenn das Evangelium von Jesu Todesnot und Verlassenheit berichtet, so warst Du ihm doch nahe. Hiob hast Du getröstet und geheilt, weil er im Tiefsten sein Vertrauen bewahrte. Komm und tröste auch mich!“

Sie fing an zu heulen, was ihr den Seelendruck ein wenig linderte. Weinen konnte sie Gottlob wieder; lange Zeit hatte sie auch das nicht mehr vermocht. Manchmal wütete in ihr eine tiefe Empörung, eine verzehrende Wut gegen das Schicksal, „Ich will nicht“, quoll es dann aus ihr heraus, „das kann nicht der Sinn meines weiteren Lebens sein!“

Doch in seltenen Momenten, wenn sich der Blick im Bild ihres Mannes eingrub, konnte sie ihre Gegenwart verlassen und glückliche Tage mit ihrem Mann kehren zurück: Sie räkelten sich in ihrem geräumigen Zuhause, kochten gemeinsam, sie roch den Duft des Bratens. Es waren die Abende, wenn sie sich gegenseitig etwas vorlasen, Musik hörten, sich liebten. Die Ferien an der Nordsee: „Komm, wir machen noch einen Spaziergang am Meer entlang“, und ihre Füße spürten die streichelnde Rhythmik der Brandung. Ein solcher Abend könnte auch dieser werden, dachte sie, voller Sehnsucht danach. Nach ihrem Ausbruch, zornig und flehend zugleich, schien sie für einen Augenblick mit ihrem Leben versöhnt und irgendwie hoffte sie, Hiobs Schwester, auf ein Wunder.

Die blaue Büchse

„Lächerlich“, dachte Paula kopfschüttelnd, „ich sollte sie wenigstens wegwerfen, damit er sie nicht findet.“ Aber sie stopfte auch diesen Brief zu den anderen in die blaue Blechbüchse und schob alles wieder zurück in den Wäscheschrank. Es wurde Zeit, das Mittagessen vorzubereiten.

Vor zwei Wochen hatte sie es zum ersten Mal gewagt, an Trennung zu denken. Es war ein ganz normaler Dienstagabend gewesen. Gerhard war beim Skat, die Kinder saßen vor dem Fernseher und sie räumte gerade Wäsche in den Schrank. Blusen und Oberhemden, Halstücher, T-Shirts, Schlafanzüge. Da ertappte sie sich dabei, wie sie überlegte, was sie wirklich davon brauchte. Was würde sie mitnehmen, wenn... Und plötzlich stellte sie sich vor, einen Koffer zu packen, ein Taxi zu bestellen und das Haus zu verlassen. Ein aufregender Gedanke! Sie würde zum Bahnhof fahren und einen Liegewagen nehmen.

Natürlich war es Wahnsinn. Wegen der Kinder. Zumindest wegen der Kinder konnte sie nicht einfach weg. Aber an diesem Abend schrieb sie den ersten Brief.

Es war nur ein Text, ein „so-tun-als-ob“. Ob sie das überhaupt würde erklären können. Sie schrieb einfach los, vier Seiten lang, dann hörte sie Gerhards Schlüssel in der Tür. Im Nu hatte sie alles versteckt und empfing ihren Mann wie jeden Dienstagabend. Aber sie fühlte sich leicht wie lange nicht. Und für einen Moment freut sie sich wirklich, dass Gerhart nach Hause kam.

Vielleicht war es nur, weil sie mit keinem so recht reden konnte. Sie waren jetzt seit acht Jahren verheiratet, glücklich, wie sie beide immer betonten, und wie sie auch glaubte. Er verdiente gut, die Kinder machten ihnen im Großen und Ganzen Freude, und sie hatten ein eigenes Haus mit einem kleinen Garten. Was war denn Glück, wenn nicht das? Alle würden fragen, was sie denn noch mehr wolle. Ja, was wollte sie mehr? Sie hatte keine Ahnung. Aber Papier war geduldig, und so schrieb sie. Jeden Morgen, wenn alle aus dem Haus waren und sie vor einem Berg immer gleicher, nie endender Haus-

arbeit stand, dann dachte sie an die blaue Büchse im Wäscheschrank. Sie dachte an das Wort Trennung und murmelte es wieder und wieder vor sich hin, wie ein Mantra, so als habe es Zauberkräfte. Trennung, Trennung, Trennung. Was bedeutete das? Trennung war das Ende von allem. Trennung war möglich und machbar, auch wenn sie furchtbar war, und Paula verspürte große Furcht. Aber sie konnte morgen gehen. Sie konnte auch noch zwanzig Briefe schreiben und dann gehen. "Ich habe eine Bombe im Schrank", dachte sie. Dann setzte sie die Kartoffeln auf.



Hoch mit dir, Land

Projekt Flut (Auszug)

Seine Gedanken ergeben urplötzlich einen geistreichen Sinn, der ihn euphorisch werden lässt. Hat er sich doch selber auf ein Abstellgleis manövriert. „No one ever plans to sleep out in the gutter. Sometimes that's just the most comfortable place.“¹ . Genau. Und Chers! Niemand hat ihn dazu gezwungen, nicht mal seine Fähigkeiten. Rein ökonomisch betrachtet gibt es für ihn keinen Grund sich zu verpissen. Es der Welt, die sich einen Dreck um ihn schert, mal so richtig zu zeigen. Süchtig nach genialen Gedanken schreitet er vorwärts. So fühlt er sich wie ein Perlentaucher, der in der Flut seines Seins auf der Suche ist. Der fortwährende Mangel an Luft zum Atmen, an Sauerstoff, lässt ihn halluzinieren, was dem Ganzen keinen unscharfen Touch gibt, denn wo Wahnsinn und Realität verschwimmen, kann sie schließlich noch enthedert werden. Er steht wieder vor dem Müllschlund und ihn überkommt das ununterdrückbare Gefühl, etwas abladen zu müssen. Doch hat er nicht einmal was dabei, das er entbehren könnte. Denn - und jetzt ist er dieser Halt versprechenden, wenig zermürbenden Floskel recht dankbar - umso weniger man zu verlieren hat, umso mehr Angst hat man davor. Spielt er nun ernsthaft mit dem Gedanken sich lieber neben seiner Tonne nieder zu lassen statt zum Strand zu gehen, vielleicht lässt sich ja am Ende doch noch was finden. Auto von hinten, schneller als notwendig - hält es jetzt auch noch an.

„Hey, wo willst du denn hin? Ich nehm dich ein Stück mit.“

„Hin?“

Pause -

„Ich will eigentlich nicht mitfahren.“

„Schon klar, seh ich so furchterregend aus?“

„Nein....“

„Ach so, also hier ist ja nichts los, da kann man doch schon mal ein bisschen Gas geben. Bist doch auch jung.“

1 Bright Eyes (Lua)

Beleidigt, dass er auf so brutale Weise daran erinnert werden muss, knallt etwas ihn ihm durch: Seine Beherrschung, welche durchaus vergleichbar mit seinem Selbstschutz ist, das im Normalfall den Königsweg des prosozialen Verhaltens wählt. Nur heute eben nicht.

„Aber hier gibt es doch auch Hunde.“

„Hunde.“

„Na, gerade eben vor einer halben Stunde hab ich hier noch einen gesehen. Der war putzmunter.“

„Putzmunter.“

Er könnte die Situation jetzt so richtig nutzen, um sich mal wieder gründlich auszukotzen. Aber er hat sich einfach zu sehr von dem verständnislosen Gesichtsausdruck ablenken lassen und einen Augenblick zu spät für den längst zusammengedrängten brodelnden Schwall angesetzt. Das Mädchen gibt schon wieder Gas. Er bekommt nicht einmal eine staubige Wolke ab, was ihm zumindest einen idealen Anlass gegeben hätte, seine Wut abzulenken. Er greift die Gelegenheit beim Schopf und zitiert sich selber: „Es gibt sie nämlich doch - die Anderen!“ Eine seiner größten Erkenntnisse der letzten Gedanken-Sessions. Was bringt ihm der City-Modus, wenn er ihn nicht mehr abschalten kann. Er ist leichter zu lernen als er zunächst angenommen hatte, das Scannen, das Handeln, das Ausweichen - was seine volle Aufmerksamkeit erfordert hat. So kann es doch eine Lebensaufgabe sein, aber nicht seine, eben die der Anderen. Lange hat er dem friedfertigen Gedanken gefrönt, die Anderen wären nur ein Konstrukt jedes Einzelnen. So hat er sich doch in dem Traum geschaukelt, alle wären im Prinzip Andere, was genau so ein Quatsch ist, wie: „Jeder ist ein Ausländer, fast überall.“. Was man einfach mal zynisch vergisst, dass er in Belgien definitiv anders betrachtet wird, als die meisten Anderen. Womit er gerade sein eigens für sich definiertes Wort verwischt hat und es ihn veranlasst, ein paar zusätzliche Botenstoffe durch seine Synapsen knallen zu lassen.

Länger als geplant denkt er darüber nach das Thema zu wechseln, denn schließlich wollte er es nicht noch mal aufrollen. Auf der anderen Seite denkt er einfach gerne, die ihm noch eher neuen Windungen seiner Lebensphilosophie. Da bekannt, kann er einfach durch sie hindurch rutschen.

Der Wein gibt ihm nun das nötige Selbstvertrauen das existentielle Rumgeiere weiterhin zu rechtfertigen. Ihm ist durchaus klar, dass er morgen früh oder vielleicht schon auf dem Rückweg aus einem völlig andern Blickwinkel

auf seinen jugendlichen Leichtsinn blicken wird, der wohl treffender mit diversen Konstrukten, die im allgemeinen Richtung Narzissmus gehen, beschrieben werden kann. Es greift nämlich auch hier die verquere Logik der Psyche und nach dem Aufstieg folgt eine sprichwörtlich rasante Talfahrt, welche erfahrungsgemäß auch nicht gerade ein Fall in ein Meer von plüschigen Kissen ist. Dieses Wissen hält ihn dennoch nicht im geringsten davon ab vorwärts zu blicken. Denn wie gesagt, hat er es sich doch selber ausgesucht, in dem von ihm geschaffenen Moment zu schwelgen. Da fällt ihm wieder eine Zeile oder eher der Sinn eines der Lieder ein, die ihn augenblicklich in ein Spiegelkabinett katapultieren und er gezwungen ist, sich unverblümt mit sämtlichen Verzerrungen und von allen Seiten betrachten zu müssen: Er, der Interpret - dem er, ganz nebenbei bemerkt, sofort einen Altar bauen würde, um ihn direkter anbeten zu können, wenn das nicht eigentlich schon in seiner Jugend hätte erledigt werden müssen - sei sich nicht mehr sicher, was genau noch mal das Problem gewesen war, das das ganze Herumdifundieren ausgelöst hat - die Gründe seien längst über alle Berge, aber das Gefühl bliebe. Das kann er nur immer wieder abnicken. Allerdings reicht diese spontane Eingebung dazu aus, das allgemeine Ruhepotential, öfter als für seinen Blutdruck gesund, in seinem Nervensystem aufzulösen. Da die festgelegte Amplitude unabhängig von der Stärke des auslösenden Reizes ist, heißt es für die Zellen immer wieder aufs Neue Alles-oder-Nichts, Entweder-Oder usw. Nach dieser grundlegenden Entscheidung geht es dann erst so richtig los: positiv geladene Natrium-Ionen knallen in Scharen durch die Zellmembran in das Innere, währenddessen nutzen einige positive Kalium-Teilchen ihre Chance der Zelle zu entkommen. Pflichtbewusste negative Chlor-Ionen probieren der ganzen positiven Stimmung ein Ende zu setzten, sind aber letztlich zum Scheitern verurteilt. Positive Spannung ersetzt die gewohnte negative - natürlich nur für kurze Zeit. Der Sog der permeablen Membran lenkt vieles wieder in ihre vorgesehenen Bahnen und die zuverlässige Kalium-Natrium-Pumpe tut den Rest. Dieser Kohlenhydrate fressende Aufwand führt ihn zurück zu der Frage, was er sich eigentlich von dem Durchfluten seiner Existenz verspricht und ob er überhaupt einen Anlass dafür hat anzunehmen, er sei grundsätzlich bereit dazu - ob das wirklich der Grund für seinen inszenierten Selbstabsturz ist. Denn das wäre dann sogar für seine Verhältnisse etwas zu paradox. Wobei, der Gedanke beflügelt ihn einen Augenblick lang dermaßen, dass er sich hinreißen lässt zu glauben, was er eben gedacht hat.

Robinien (Auszug)

Er versäumt den Moment des einfahrenden Zuges, gerade wohl etwas zu abgelenkt für den täglichen Positionskampf. Selbst die kleinen Eislutscher stehen vor ihm in der Schlange, die im Grunde eher einem Rammbock ähnelt. Wer nicht fix und dünn genug aussteigt, wird mit Anrempeln bestraft.

Aufgeregte Wochenendmenschen stauen sich in Abteilgängen, mehr und mehr die Bahn beschimpfend. Irgendein Telefonabhängiger schreit ‚Kein Thema! Wird erledigt!‘ und unverhofft fallen Uday Sasmal im Dienst vergessene Kleinigkeiten ein. Von hinten bedrängt, nach vorne schiebend hebt sich schließlich auch seine Stimme in den brummenden Klagechor. Nachdem man zwei Abteile weiter nach vorne gegangen ist, nachdem etliche Sitz versperrende Taschen und Rucksäcke wortlos von bereits Platz habenden Fahrgästen entfernt worden sind, zerstreut sich der Protestmarsch allmählich. Niemand muss mehr stehen. Man musste nur ein wenig zusammenrücken.

Eine bequeme Bank nimmt ihn auf. Seine Hände streichen über weichen Polsterstoff. Das Rattern des Zuges massiert gegen Büroverspannungen an, wiegt einen schwerelosen Dämmerzustand herbei. Bald schon weiß Uday Sasmal nicht mehr genau, warum er eben so bereitwillig mitgeklagt hat. Was gibt es an Verkehrsmitteln auszusetzen, die fast pünktlich durch satte Landschaften fahren und sogar Sitzplätze für Taschen und Rucksäcke bieten? würde ihn sein Vater vermutlich fragen. Sofern er denn hier wäre.

Ja ja, du hast ja Recht, antworte er derart flüsternd, dass sich keiner der Mitreisenden angesprochen zu fühlen braucht. Dann erwägt er einzunicken.

Für eine Weile schließt er die Augen, bemerkt aber umgehend seine öffentliche Einschlafhemmung. Er beneidet den dösenden Sitznachbarn um seine Furchtlosigkeit. Jeden Moment droht er doch zu schnarchen, zu sabbern oder auf einen andersfarbigen Fremdkörper zu rutschen. Träge blickt Uday Sasmal umher und streckt die Beine aus. Er berührt die Schuhspitze einer Frau mittleren Alters und nimmt ihr Erstarren wahr. Schleunigst entschuldigt er sich für seine Unachtsamkeit.

Macht nichts, sagt sie rasch. Ist auch ganz schön eng hier. Halb so schlimm, erwidert er. Ja, eigentlich geht's noch, gibt sie zu. Woanders sind die Züge natürlich viel voller. Verglichen mit Indien ist es sicher nur halb so schlimm, oder?!

Sie wartet lächelnd auf seine Antwort. Aber er wird müde, immer wieder über das Heimatland seiner Eltern sprechen zu müssen, das er mit sechs Jahren verlassen hat. Stumm und unablässig schaut er aus dem Fenster. Auch die Frau sieht hinaus. Die Robinien nehmen langsam überhand, sagt sie irgendwann zu ihrem dösenden Gegenüber.

Die blühen jetzt wirklich überall, diese Robinien.

Rechtzeitig zum Eintreffen des Schaffners wacht der Mann neben ihm auf, um seine Fahrkarte zu zeigen. Und zwar dermaßen schnell, dass er Uday Sasmal sofort verdächtig wird. Gemeiner Schlafvortäuscher, denkt er, und ausgerechnet den habe man vorher noch so beneidet. Vielleicht hegt die Frau mittleren Alters den gleichen Verdacht. Als bald jedenfalls redet sie wieder auf ihn ein.

Lärmschutzwände, sagt sie. Die setzen gerade Lärmschutzwände ein. Wahrscheinlich wegen der Neubaugebiete. Erst hier an die Bahngleise hinziehen und sich dann beschweren, dass Züge vorbeifahren.

Aber gegen die Erschütterungen hilft auch der Lärmschutz nichts, meint der Mann. Dass alle nase lang Porzellan und Gläser wackeln, kann die beste Wand nicht verhindern. Nein, freut sie sich. Da nützt die beste Wand nichts.

Unwillkürlich fragt sich Uday Sasmal, in welchem Verhältnis die beiden zueinander stehen. Sind es Eheleute, Verwandte, Kollegen oder haben sie sich einfach bloß zu einer losen Empörungsgemeinschaft verbunden?

Zigeuner, sagt sie. Die ganzen Wohnwagen, direkt am Fluss. Unsereiner würde das bestimmt nicht erlaubt. Garantiert nicht, antwortet er und bereitet gähnend die nächste Schlaftäuschung vor.

Robinien, sagt sie schnell. Da! Schon wieder Robinien!

Beim nächsten Bahnhof muss er raus. Du bist der Baum! ruft eine fette Plakatschrift von sehr hoch oben. Auf dem Nachhauseweg beginnt Uday Sasmals Gesichtshaut zu jucken, darüber hinaus reizt irgendetwas die Augen. Sollte dies etwa seine erste ernsthafte Allergie werden? Aber worauf denn eigentlich? Doch wohl am Ende nicht gegen... Na-wie-heißen-die-noch-gleich? Seine botanische Bildungslücke empört ihn Schritt für Schritt stärker. Erst beim Telefonieren in der Wohnung fällt ihm der richtige Name wieder ein. Hast du

schon mal was von Robinien gehört? fragt er einen Freund, der unbedingt mit ihm ins Kino gehen will.

Negativ, meint dieser. Also was ist jetzt mit dem Film? Würde dir sicher gefallen, soll so eine schräge Bollywood-Sache sein.

Er müsse heute Abend noch dringend was erledigen! behauptet Uday Sasmal ins Bücherregal fassend. Außerdem fühle er sich gerade nicht so fit, beendet er das Gespräch, seinen Freund Robert voreilig auf morgen vertröstend.

Das Lexikon, das er durchblättert, liefert ihm bloß unzureichende Auskünfte zum gewünschten Stichwort. Stattdessen betrachtet er verschiedene Bilder von Robben und erfährt eine Menge Unbekanntes zum Thema Robinsonade. Allerdings weiß er nach wie vor kaum etwas über die Gefahren von Robinien, denkt er im Bett liegend. Und auch wie man hierzulande gleichzeitig Baum und Porsche sein kann, bleibt ihm weiterhin rätselhaft. Waren das nicht immer schon natürliche Gegner, die nur bei Unfällen mal zusammentreffen?

Aufgekratzt verlässt er das Kissen und wählt sich ins Internet ein. Die Suchmaschine protzt ohne Bedenkzeit mit ihrem weltweiten Wissen. Gehorsam wie ein Grundschüler ruft Uday Sasmal den Text einer Gartenbaufirma auf. Die Robinie, auch Falsche Akazie genannt, ist ein Baum der Laubwälder des nördlichen und mittleren Amerika, der 1601 vom Hofgärtner Jean Robin nach Paris gebracht wurde und heutzutage als Park- und Alleenbaum vielerorts verwildert, heißt es da. Ihre Blüten sind weiß und wohlriechend und rufen nur bei äußerst empfindlichen Personen allergische Reaktionen hervor...

Damit könne also unmöglich er gemeint sein. Ausgerechnet er, der doch so selten zum Arzt läuft. Falsche Akazie, du gemeine Gefahrvortäuscherin! flucht Uday Sasmal und klickt sich angeekelt aus dem Netz. Augenreibend bewegt er sich durch Zimmer und Bad. Licht an, Licht aus, ohne zu wissen warum. Endlich fällt er in die Matratze. An und für sich ist er müde, aber sein Ärger über die Harmlosigkeit von Robinien lässt sich in keiner Weise mildern. Beim besten Willen nicht. Und das vermeintliche Hautjucken reizt ihn noch bis in den frühen Morgen hinein. Nach dem ersten Klingeln schwebt eine traumhaft schöne Nachtschwester an sein Bett.

Ist es was Ernstes? fragt er mit Kindermund, während sein Puls ziemlich sorgsam gemessen wird.

Halb so schlimm, lächelt sie. Du hast dir bloß eine leichte Empörung geholt.



In der Kajüte

Mein Freund Herbert & ich hatten den Abend verbummelt. Als die Gaststätten nach + nach schlossen, suchten wir nach einem Lokal, das länger geöffnet hielt; schließlich kamen wir zur „Kajüte“. Der Portier vor der Treppe nach unten sprach uns freudig an. Er zupfte an meinem Ärmel, doch mein erstauntes Kopfschütteln mahnte ihn, Vertraulichkeiten zu unterlassen. Er verlegte sich darauf, das abwechslungsreiche + unterhaltsame Ambiente seines Lokals zu preisen. Als ich schon einen Fuß auf der Treppe hatte, fragte Herbert, worin denn die Attraktionen lägen. Der Portier konnte oder wollte keine genaueren Angaben machen.

Die Gäste an der Bar, sowie der Wirt + eine Angestellte verfolgten die Unterhaltung zweier Männer, bei denen uns gleich auffiel, dass ihr Disput nicht vom Schimmer einer Übereinstimmung gemildert wurde. Lediglich die Anerkennung gemeinplätzlicher Begriffe, Grundlage jeden Gesprächs, war gegeben, solche Partikel grob pejorativer Art flogen hin + her & wurden verstanden. Herbert schob mich an der Bar vorbei & in 1 kleinen Nebenraum.

Hier war nur einer der 4 Tische besetzt. An ihm saßen 2 Paare, die sich jeweils selbstvergessen-verträumt miteinander befassten. Die Männer tranken Bier + Korn & ihre Damen bräunliche Mixgetränke. Herbert & ich mokierten uns über die biedere Kleidung der Damen. Wir nötigten unsere Freundinnen (seine: mit Pferdeschwanz, meine: mit Innenrolle) Latzröcke zu tragen, Nietenhosen mit schottisch karierten Aufschlägen oder wenigstens Stretchkeilhosen und hatten überhaupt kein Recht zu solchen Bemerkungen. Das war auch die Meinung einer der Damen. Sie bat ihren Begleiter, uns zurecht zu weisen. Der Mann sah verschwommen in meine Richtung, spielte die Sache aber herunter. Uns beiden waren gerade $\frac{1}{2}$ Liter serviert worden, als plötzlich die ältere der Damen ein kurzweiliges Spiel vorschlug: Sie machte sich anheischig, 5-Mark-Münzen aufzufangen, von ihrem Galan über den Tisch gerollt. Bei Erfolg würden die Münzen in ihren Besitz kommen. Tatenfroh brachte sie ihr Becken an der Schmalseite des Tisches in Stellung. Herbert &

ich hatten den formlosen Vertrag begutachtet; wir erkannten das Einseitige dieser Wette, trotz der Dunkelheit im Raum + der verminderten Konzentration der Spieler. Andererseits besaß die den Sport erst ermöglichende Teilkleidung in diesem Milieu auch einen Marktwert.

Der Mann rollte also einige Münzen. Die Frau war gut bei der Sache; sie gewann oft & der Zugewinn an Erheiterung war groß. Ihr Gegenspieler setzte sich dann arglistig über die Regeln der Fairness hinweg. Während die Frau den Raum vorübergehend verlassen hatte, hatte er heimlich unter dem Tisch mit seinem Feuerzeug eine Münze erwärmt. Er bedachte uns mit einem einvernehmlichen Blick. Ohne Worte der Verständigung waren Herbert & ich uns im Klaren darüber, worauf das hinauslief. Herbert gab ein Zeichen, das zum Aufbruch animieren sollte. Es kamen aber noch 2 bestellte $\frac{1}{2}$ Liter.

Die Frau kehrte an den Tisch zurück. Sie brannte darauf, ihre Glückssträhne auszukosten. Der Mann, sichtbar zufrieden mit seiner Vorbereitung, rollte die Münze. Vor Überraschung + Schmerz schrie die Frau auf. Sie bedachte ihr Vis-à-vis mit Empörung + rief laut nach einem Erich. Herbert, obwohl er nicht Erich hieß, meldete sich + fragte, was denn sei. Die Frau machte Anstalten, ihr braunes Mixgetränk in Herberts Richtung zu entleeren, die Gäste von der Bar jedoch drängten alle in den Durchgang & lenkten sie ab. Die Frau kleidete sich zunächst wieder an. Das warme Geldstück war in ihre Unterhose gefallen, wie sonst nur die nicht geschnappten, als das Spiel noch seinen ruhigen Verlauf hatte; sie nahm es an sich, als rechtmäßigen Gewinn oder Beweisstück.

Herbert & ich konnten erkennen, das Opfer dieses perfiden Tricks massierte sich schmerzlindernd. Die Kränkung, welche in der Handlung lag, ließ sie weiter nach Erich rufen. Es war der bullige Portier, dem sie die Vergeltung anvertrauen wollte. Weil die Barbesatzung den Weg versperrte, konnte er den Durchgang zunächst nicht passieren. Sogar die beiden Streithähne drängten vor, der eine gab mit seiner blutenden Nase + einem Riss in der Wange eine anrührende Darstellung; er war nicht an den Begebenheiten im Nebenzimmer interessiert, sondern folgte nur seinem Widersacher. Der Portier hatte seinen Admiralsmantel abgelegt + drängte erneut in die Gruppe. Jemand boxte ihm von hinten aufs Ohr, es war wohl der Ausdruck gespeicherten Grolls. Der Münzenroller stand beunruhigt auf, seine Kontrahentin überschüttete ihn mit Vorwürfen + begann ohne Übergang zu weinen. Manchmal genügt eine Kleinigkeit, um das Fass des Sentiments überlaufen zu lassen. Herbert hatte begonnen, laut nach dem Wirt zu rufen. Herbert hat schon 2

Reisen auf 1 Handelsschiff gemacht und kann einer säumigen Bedienung gegenüber sehr unduldsam sein. Unsere Biergläser waren in der Tat leer. Ich blickte zu der Gruppe im Durchgang. Dem Türsteher war der Durchbruch gelungen, allerdings lag er auf dem Boden + immer noch waren alte Rechnungen zu begleichen: jemand trat ihn in die Seite. Er gab Äußerungen großen Unmuts von sich. Der blutende Streithammel von der Bar bekam noch je 1 Hieb auf die Nase & in den Bauch. Er mag seinem Gesprächspartner lästig geworden sein + ging dann in Richtung der Waschräume ab. Am Nebentisch hatte sich ein neues Geräusch erhoben. Nun reklamierte die andere Frau auf Überlassung eines Geldscheins von dem bisher unauffälligen Mann. Der Schein sollte die Belohnung für eine Leistung sein, deren Art Herbert & mir noch verborgen war. Der Mann hatte Einwände, schrie sogar: Halts Maul, du alte Nutte! Herbert & ich schüttelten missbilligend unsere benebelten Köpfe: wohl war die Frau für uns alt, sogar übermäßig verlebt, jedoch aus der Sicht ihres Begleiters schien die Anrede unangebracht relativiert. Der Wirt verlangte mehr Mäßigung. Er verwies auf sein Hausrecht. Einer seiner Gäste meinte daraufhin, die vollstreckende Gewalt lagere noch auf dem Boden, worauf der Wirt seine Kritik auf den Portier ausweitete. Gleichzeitig musste er einen anderen Gast ermahnen, nicht hinter seinem Rücken den Zapfhahn zu bedienen. Die Münzfängerin hatte ihren Weltschmerz unterdrückt + sich nun zur Fürsprecherin ihrer Geschlechtsgenossin gemacht. Grämlich sagte sie, wenn Gerda ihm einen runtergeholt habe, müsse er auch den vereinbarten Betrag entrichten. Herbert meinte volltönend zu mir, so dass die Umstehenden es mithören konnten, wir sollten nun lieber zum Fischmarkt gehen, bei Eier-Kohrs wäre um diese Zeit schon was los + das Bier käme dort erheblich schneller.

Rebellion 2007

Ralf war ein Totalverweigerer, wenngleich Konsequenz nicht eben seinen Stärken zugerechnet werden konnte, wie er selbst befand. Trotzdem gelang es ihm, sich dieser widerwärtigen Gesellschaft, deren Teil er durch das Unglück seiner Geburt geworden war, restlos zu entziehen. Er hatte keinerlei Kontakt zu anderen Menschen, verzichtete auf Radio, Fernsehen und Gedrucktes. Er lag einfach in seinem Bett. Fern der Gesellschaft, fern ihrem Aktionismus, fern ihrem lächerlichen Produktivismus.

Er lag mitten unter seinen Mitbürgern und war doch durch so unendlich vieles unwiderruflich von ihnen getrennt. Und er genoß es, anders zu sein. Anders zu sein als sie, die er verachtete, die er bedauerte, die ihn nicht verstanden, unmöglich verstehen konnten. Die alles übersahen, die alles vergaßen, was sie schon gewußt hatten, nur um falsche Prioritäten zu setzen und Zielen entgegenzueifern, die so instabil waren, daß sie niemals erreicht werden konnten. Und geschah dies eigentlich Unmögliche doch einmal, so war der schlimmste Fall eingetreten und alles sinnlos, alles vorbei.

So lag Ralf da, allein in seinem Bett, nahezu bewegungslos. Alles Unentbehrliche hatte er in Reichweite stehen: Zwei Flaschen Apfelsaftschorle, ein paar Packungen Kekse, Feuerzeug und Zigaretten sowie zwei leere Flaschen für Asche und Urin. Mehr brauchte er nicht. So war er glücklich. Allenfalls einen Stift und etwas Papier hätte er möglicherweise...Nein! Denn wenngleich seine Gedanken des Aufschreibens zweifelsfrei wert waren, so mußte diese Beschäftigung doch bloße Zeitverschwendung bleiben: Eine angemessene Leserschaft existierte nicht.

Zwischen Gedanken und Nichts pendelnd lag Ralf da, gelegentlich nach einem Utensil greifend, wenn dieses unbedingt benötigt wurde. Große Veränderungen gab es nicht, weder auf physischer noch auf geistiger Ebene. Nur die Zeit bewegte sich fort, zog vorbei an dem, welcher der Gesellschaft abgeschworen hatte, dem, welchem die Einsiedelei als einzig mögliche Lebensform in diesen verderbten Zeiten galt. Bis das Wochenende vorbei war und er sich auf den Weg zur Arbeit machte.

ausgelöscht

der antragsteller betritt den raum um seinen antrag zu stellen und muss sich anstellen immer an der wand entlang dazu acht geben dass er seine vielen dokumente beisammen hält der antragsteller der sich anstellt um einen antrag zu stellen um darzustellen er sei kein bittsteller auch kein ... und bevor er sich wirklich anstellen muss tritt er vor einen hin tritt vor ein pultartiges möbel hinter dem einer sitzt hinter dem ein mensch sitzt ein sogenannter ein beamteter oder nein heute sind sie nur noch angestellte und von da zum antragsteller sei es nur ein kleiner schritt sagt er benimmt sich aber so als lägen weite räume zwischen ihm und dem der da vor ihm steht der angestellte gegenüber dem antragsteller. allerdings dieser hier sieht nicht aus wie ein angestellter er sieht aus wie eine maschine.

der bewegt seine arme langsam seine finger wandern über tasten seine augen wandern über einen monitor vor seinen augen flimmern zahlen und zeichen und zahlen und zeichen und sie hypnotisieren ihn und wie hypnotisiert wendet er seinen großen kopf hierhin und dorthin und einmal gelingt es ihm gar seinen blick von den zahlen und zeichen zu lösen und er wendet sich zu dem antragsteller und mustert ihn wie zahlen und zeichen und er macht zeichen mit dem mund keine freundlichen und wendet sich wieder dem gerät zu.

der antragsteller nennt dem angestellten seine kennzeichen und darf sich nach eingehender prüfung derselben anstellen.

in einer langen langen riesenschlange bewegen sich die antragsteller in winzigen schrittchen vorwärts, die schlange stockt, eine blecherne stimme scheppert von der decke, die schlange bewegt sich winzige schrittchen weiter voran im gleichschritt und alle farbe weicht von ihnen sie sind nicht mehr frauen und männer und stadtbewohner und dörfler und sie sind keine väter und keine mütter und sie tragen keine roten blauen gelben kleider mehr und keine hüte und mützen sie sind grau grau grau und sie sind alle nur noch teile einer schlange einer gemeinschaftsschlange einer bedarfsgemein-

schaftsschlange eines schlangenbreis sie sind antragssteller und bittsteller und sie sind in ihren bedürfnissen neutralisiert und reingewaschen und sie werden reiner gewaschen und durchleuchtet und ausgehorcht und ausgeforscht und ausgeforstet und durchgeleuchtet und abgelichtet und ausgeblutet und leergefegt und durchgeweht und ausgeleert und ausgeleert. und endlich endlich wenn sie ganz und gar leer und nur noch hülle ohne jegliche fülle wenn sie vollständig entblößt und bloß jeglicher ehre was ist das wenn sie entehrt und bekehrt und schrittchen für schrittchen bis an das letzte ende der schlange gelangten wenn sie dieses hehre ziel erreichen dann sind sie nicht mehr antragsteller und auch keine bittsteller sie sind als bedarfsgemeinschaftsglied bedürftig anerkannt sie sind anerkanntes mitglied der großen unzählbaren gemeinde sie dürfen aufsteigen in die unerreichbar scheinende zone der empfangenden der empfänger der reingewaschenen durchleuchteten erleuchteten empfänger.

durch ein hohes fenster dringt ein sonnenstrahl unerwartet an diesen ort er dringt und fällt auf gläsern scheinende gestalten er dringt durch glasleiber glänzt auf glasschultern tanzt auf glashaaren funkt in glasaugen der durchleuchteten erleuchteten glasmenschen.

weiter wandert der unsichtbare beobachter steigt er viele treppen empor zu einem raum im oberen geschoss einem raum wo alle dokumente vernichtet werden. der raum misst fünfhundert fuß im quadrat und ist umfasst von hohen wänden gleich einer kirche mit einem kuppeldach und in diesem sakralen geviert das jedes geräusch spiegelt und erhöht werden dokumente geopfert, werden alle individualitäten herausgelöscht und in einer heiligen zereemonie die papiere zerstört. an den wänden stehen große behälter einer neben dem anderen mit verschiedenfarbig eingefassten deckeln in denen sich kleine öffnungen befinden.

einer prozession gleich schreiten die angestellten mit stapeln von dokumenten in einer langen reihe hinter einander her und nicken bedächtig mit den köpfen während ihre hände das jeweils oberste papier in scharfe falten kneifen und zerreißen in kleine vierecke zerreißen die sie jedes in einen anderen der behälter gleiten lassen um dann weiter zu schreiten zu dem nächsten der wieder einen schnipsel erfasst und der nächste und der nächste und das nächste dokument mit dem in gleicher weise verfahren wird um somit auszulöschen jegliches wissen über jegliches individuum das in diesen dokumenten sich einst dokumentierte und das mit ihrer auslöschung jegliche unterscheidbarkeit verliert. und keiner spricht in dem raum alle sind sich der

heiligen pflicht bewusst und sind voller konzentration auf ihre aufgabe gerichtet und man hört nur das rascheln und reißen der papiere, nur das rascheln und reißen und das schreiten auf den platten des steinfußbodens. wenn alle dokumente eines stapels auf dem arm eines angestellten auf diese weise geopfert wurden bleiben da noch die metallklammern die alles zusammenhielten und auch diese werden akribisch getrennt und in einen weiteren behälter mit einem farbig eingefassten deckel mit einer aufnahmeöffnung und die klebestreifen die aufklebten was zu kleben war die nun abgetrennt ihrer aufgabe entledigt ihrer stilgerechten entsorgung harren. dann verlässt der angestellte würdigen schrittes den sakralen raum durch eine hohe tür und wandelt durch einen langen gang mit vielen türen hinter denen telefone schrillen und stimmen murmeln und verschanzt sich erneut hinter einem pult um mit einem knopfdruck der blechernen stimme draußen das vorrücken der langen Schlange der antragsteller um einen winzigen schritt zu erlauben. jedoch den hohen raum betritt ein anderer angestellter mit einem stapel dokumente auf dem arm und er reiht sich ein in die prozession der vernichtung.

Aufgang zur Unmündigkeit

Ein kantiger Satz ragt aus der Landschaft kultureller Identität hervor: Aufklärung sei der Ausgang des Menschen aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Ich mühe mich, das Postulat zu erklimmen, denn selbst schuld möchte ich nicht sein. Auf den Dächern aller Paläste der Republik schmettern die Fanfaren, den mündigen Bürger anzukündigen. Er wird erwartet als der Gast von Morgen, soll schon auf Reisen sein, wie man hört. Er pflegt seine Organe, vermeidet das Alter, zahlt in Versicherungen aller Art und umgeht das Angewiesensein auf Solidarität. Täglich berechnet er, was sein Leben kostet.

Noch hänge ich an den steilen Buchstaben, die zur Mündigkeit hinaufführen sollen. Zu lang habe ich mich daran festgehalten, dass der turmhohe Satz mein Denken und Selbstbewusstsein formen möge. Auf jeder Klippe der Buchstaben erprobte ich das Formulieren eigener Erkenntnis.

Zunächst äußerte ich, mein gleichbleibendes Gehalt, das eines Tages in neuer Währung errechnet wurde, ermögliche nicht gleichbleibend viel zum Einkauf. So sehr ich auch meine Vernunft gebrauchte und mit mathematischer Objektivität das Minus in meinem Geldbeutel berechnete, allenthalben schlug mir aus den öffentlichen Organen der Meinungsbildung entgegen, dass ich des Rechnens und vernünftigen Erkennens nicht fähig sei. Der Eindruck von Kaufverlust ließe sich statistisch widerlegen und entstamme ursächlich meiner subjektiv-emotionalen Abwehr gegen das große Projekt zur europäischen Einheit.

Da hing ich an der Steilwand des erhabenen Satzes und drohte abzustürzen, denn mit meiner eigenen Vernunft - so lautete die aufklärende Information - war es nicht weit her. Vielleicht hätte ich zu einem späteren Zeitpunkt mein Selbstvertrauen zurückgewinnen können, denn einige Jahre darauf erschienen neue Statistiken, die meinen ursprünglichen Eindruck nachträglich bestätigten. Doch zwischenzeitlich hatte ich meinen Fuß auf eine höhere Buchstabenklippe gesetzt und ein weiteres Ergebnis meines Selbstdenkens ausgesprochen. Ich meinte zu erkennen, dass in diesem Lande nicht genügend Arbeitsplätze für alle arbeitssuchenden Bürger vorhanden seien. Die öffentlichen Organe der Meinungsbildung vermittelten mir hingegen den Eindruck, diese Einschätzung trüge. Es mangle vielmehr an einer Effizienz der Arbeitsplatz-Vermittlung. Zudem

wolle die Mehrheit der Nichtberufstätigen gar nicht arbeiten. Dieser Haltung sei durch veränderte Bürokratie sowie Herabsetzung der Solidarleistungen beizukommen.

Der Aufklärungssatz, an dem ich hing, drohte, Risse zu bekommen, ein gefährliches Knirschen grollte aus ihm oder zwischen meinen Zähnen hervor. Es schlich sich ein unerhörter Gedanke in meine Vernunftstätigkeit ein: Was wäre nun, wenn ich in aller Öffentlichkeit und mit Hilfe aller Öffentlichkeit um die Fähigkeiten meiner Vernunft betrogen wurde? Was wäre also, wenn ich Tatsachen tatsächlich erkenne, ihre Ausformulierungen aber sogleich öffentlich berichtigt würden, weil ich die tatsächlichen Tatsachen nicht denken solle? Konnte es solchen Betrug geben? Durfte ich meiner Wahrnehmung und Vernunft trauen, wenn ich derartige Ungeheuerlichkeit zu denken wagte?

Nach einer Weile stellte sich heraus, dass durchaus einige Arbeitsplätze in diesem Land fehlten. Derweil hatte ich mich an den Hängen des erhabenen Satzes weiterbewegt und erneut eine ganz eigene Überzeugung verkündet. Sie lautete, es gebe in diesem Land eine Bevölkerungsgruppe, die als soziale Unterschicht bezeichnet werden könne. In den Organen der öffentlichen Meinungsbildung fand sich die Korrekturaufforderung: Nirgends sei eine Unterschicht aufzufinden, es gebe lediglich so genanntes Prekariat. Wer anders darüber denke, mache dieses Land mutwillig schlechter, als es in der Realität sei.

Kurzzeitig flackerte Empörung in mir auf. Ein letztes Mal drängte es mich, mein Streben nach Mündigkeit und Aufgeklärtheit, die Fähigkeit zum Selbstdenken unter Beweis zu stellen. Ich ballte die Faust, zerriss Zeitungen, erzählte vor laufendem Fernsehgerät meine eigene, persönliche und selbst gefundene Meinung, rief aus, dass ich mich nicht länger für dumm verkaufen lasse!

Dann warf ich mich resigniert in einen Sessel und schloss am nächsten Tag eine Riesterrente ab.

Seither fällt mir das buchstäbliche Hinaufsteigen leichter. Kant und Ecke sind verschwunden. Dieser eherne Satz, der steil aus der Landschaft kultureller Identität ragt, entpuppte sich als Denkmal mit Hintertreppe. Das Gelände ist gesichert, niemandem droht ein Absturz. Das Postulat trägt als Säule eine Aussichtsplattform. Auf ihr kann man in aller Ruhe Milchkafee trinken. Ein roter Teppich ist ausgerollt. Der mündige Bürger ist angereist. Er sitzt neben mir, wir vergleichen die Renditen unserer privaten Altersvorsorge. Der Mündige hat die bessere Vorsorge getroffen, ich kann mich noch immer nicht ausreichend meines eigenen Verstandes ohne Leitung anderer bedienen. Das habe ich zutreffend selbst erkannt.

TOBIAS SOMMER

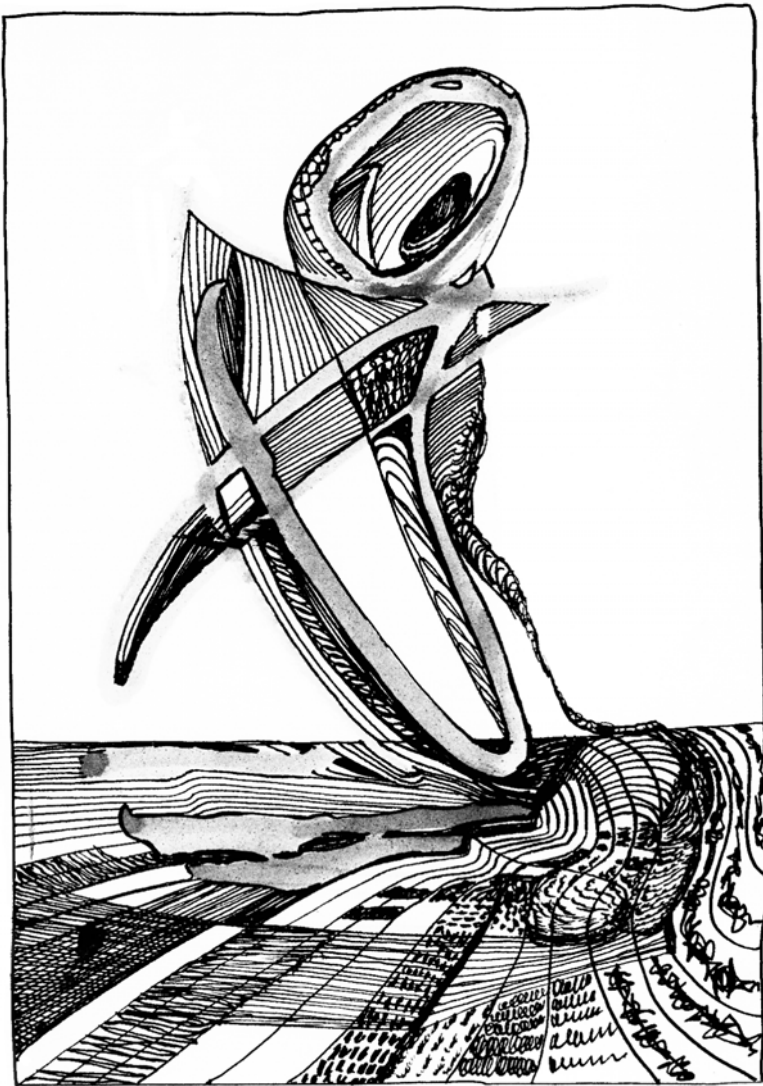
Rückstände III

mit dem Geschmack von Walnüssen
bei Radikalschnitten
auf den Zähnen passieren wir
Postkarten-Panoramaaufnahmen
schreiten über Erichs Bunker
sammeln Mauerreste und
irgendwo hinter einem Graben
wartet die Statur Lenin

an die Verwandten schrieben wir
damals auf jene Karten
die in Paketen vergessen und selten
verstanden wurden
von der Frühschicht
setzt sich ab
halbringporig die Walnuss

Kleinform soll

Vorgänge des jetzt Lebenden darben
auf kleinem Platz, in Zellen und Monaden. Territorium Idylle -
Gegenpol und Gewicht, Farben
deiner Landschaft, die in der Abendfülle
fieberreif zittert unter dem Geopferten.
Randfreie Zeit der Umklammerung,
in die wir hineinstürzen, wie in freizügige Offerten,
um hinter den Ufern die weite
Flur der Hoffnung zu vermählen mit der Nacht, es reite
mit der Unredlichkeit des Getriebes das Bange um.
In der großen Form verloren sich Denken
und Wort und die Empörung wich, sie ging abhanden,
statt ihr, nun Zirkus - von krankhafter Gärung aus den Bänken
hinaus in die Latrinen getrieben, hecheln die Leute
nach neuer Sinnenbeute und immer mehr. Bitte sehr. Hol
mich zurück, Idylle, hol her meine Sätze
aus den Schaltern der Wettbüros.
Durch den Verzicht auf Hetze und
Quote atmet das Land, von Temperatur
und Gemenge verschont, Bote eines besseren
Maßes. Hoch mit dir, kleines
Land. Dreimal hoch. Die kleine Form soll
das Leben streicheln und in der Glätte von Kastanien
die Haut unsrer Gedanken erkennen, im Kleinen
strebt das Leben empor, traut sich Feines
mit sicherer Stimme hinein
in den Chor - hörst du es singen? Strophen
von warmer Brillanz, wie es uns ruft zum Tanz.



Vo M Pörer zum Ver S törer

EJE WINTER

COMIC

EJE WINTER

COMIC

EJE WINTER

COMIC

EJE WINTER

COMIC

UWE MACKERT

Urknallmentalität III

Dämmerung verpufft
hinter welken Fassaden
Pressluft bläst aus Kanalisationsschlitzen
Kinder schlagen eine Taube tot
zwei Hunde schauen zu
Plastiktüten wehen durch die Allee
alles ist verrostet
überall gesprengte Automaten
alles ist vergittert
in den Schaufenstern liegen braune Pappkartons
an diesem Morgen bleibt es neblig

UWE MACKERT

Eine Taube fliegt
von der Arche
im Schnabel einen Ölzweig
auf ihrem nächtlichen Flug
der Sonne entgegen
färbt sich rot
wird Falke
wird Flugzeug
ist ferngesteuert
und verglüht
im aufgehenden Licht des neuen Tages
ein Ölbaum wirft Schatten um Mittag
und der Wanderer erwacht

BRUNO KARTHEUSER

strelnikow (lokführer)

ist das eine bahn?

ist das ein venn?

ist das eine bahn im venn?

gar eine vennbahn?

wer steuert die bahn durchs venn?

wer führt die pilger durch die brücke?

was suchen die pilger?

kennen die pilger den fahrplan?

gibt es herberg zum rasten?

wo geht es nach kevelaer?

steht wenigstens eine baracke

am weg

durch das venn?

weglos unwegsam fürbaß am stab.

hinan die einen und die andern hinab.

im führerstand der lok steht strelnikow!

manchmal auch prinz karneval.

oder sankt martin.

oder old shatterhand.

oder ein generalanwalt.

oder ein ministerialrat von nebenan.

ein klipp und klar.

ein so und nicht anders.

ein hier geht's lang in reih und glied.

einer der weiß und schweigt.

ein weismacher.

und für die pilger zur brotzeit

moosbeerchen
und ein scheck
und vennbeerchen
und eine mark.

strelnikow blickt stählern.
man muß wissen:
strelnikows unterleib
wurde weggeschossen.
der für uns wurde weggeschossen.
der für uns hat geschossen.
der für uns wurd' erschossen.
dessen blut für uns ward vergossen

hierzulande hierzuvenne
hierzubache hierzustalle
hier-bei-uns! bei uns daheim.
hei! und heu und heil und heim.
bei uns daheim:
floss der bach durch die stube.
wieherte das ross im garten.
stieg die ziege aufs hausdach.
radebrechte der pfarrer das „nunc dimittis domine“.
dengelte der großvater die sense.
jodelte der flieder die hauswand hoch.
segelte die schwalbe durchs schlafzimmer.
schob die mutter die teiglaibe in den backofen.
stand die axt beim holzstoß.
traf die axt die schläfe.
floß blut
 auf den boden
 der schlachtküche.
leckte das butterfass.
ergoß sich die milch.
ergoß sich blut.
aus der wunde der schläfe.
kam hilfe zu spät.

perlt die rosen des kranzes.
und noch ein schnaps für die träger.
ruhe sanft hierzulande
und ruhe den wäldern
und ruhe den wiesen
den sanften

wir sind sanft. wir sind ruhig.
wir sagen nicht immer wenn.
wir schweigen goldig.
wir verschweigen mit lautem gedrohne.
wir paternostern
 und avemarien.
 wir karnevalieren -
ob osteren ob pfingsten
ob allerheiligen ob weihnacht
ob geburt oder tod
ob kind oder kegel
ob mann oder maus
ob sack oder pack.
packt euch.
nein hierzulande ist das *so nicht* üblich.

hierzulande und die masken.
maskentag und maskenland.
maskenland ist abgebrannt.
da fielen auch bomben
und trafen den turm.
seither ist täglich maskentag.
wer ist nichts gewesen?
wer längte die milch mit wasser?
wer schüttete das kind mit dem bad aus?
wer schärfte für wen das messer?
wer steckte wem das messer in die tasche?
wer starb in uniform
 im arm seiner gattin
 in königsberg?

(und wer hatte ihn dorthin geschickt,
wer ihn gerufen!)
wer trug eine uniform unschicklich?
wem blieb sie am leibe kleben?
wer fand der tränen kein ende?
wer hat sich denn überhaupt geschämt

es ist so still du hörst keinen laut keinen ton.

es ist so still daß du das gras wachsen hörst.
die grünen fasern dehnen und strecken sich.
die heideästlein knistern in einem windhauch.
das schwarze wasser gluckert.
die wolken machen
ein seidenes geräusch
zwischen rauschen und rascheln
wenn sie einander streifen
beim über- und untergleiten.

dann schwellen andere geräusche an.
das pochen deines herzens.
das rauschen des blutes in deinen ohren.
ein knarren - eine fichte hat sich bewegt.
bei einiger anspannung hörst du
das plätschern der hill dort unten.

dann noch einen andern rhythmischen klang.
ein stoßen.
eine dampfwolke vergrößert
sich vom horizont herannahend.
der zug wird rasch größer.
das gras macht sich flach.
das schwarze ungetüm schießt vorbei.
nur eine sekunde im führerstand zu sehen: strelnikow.
mit dem stahlblick aus dem heroenfilm.
strelnikow führt seine lok
mit eiserner faust
übers venn.

unerbittlich straft er die spötter.
man sagt wo er hinkomme
lasse er immer zuerst die spiegel zerschlagen.
wo er walte herrsche bald schweigen

hierher das reine und dorthin das klare.

wir putzen die kupferhülsen des herrgottswinkels
wir legen das tafelsilber in milde lauge
wir waschen den wagen
wir bürsten die stiege
wir reinigen den anzug
wir tilgen das unkraut und den makel
wir verbrennen die papiere
wir entsorgen die speicher
wir waschen die hände
wir sammeln ablässe
wir säubern die konten
wir klären den fall
wir fegen die spinnweben
wir wischen den boden
wir waschen die scheiben
wir schrubben die theke
wir polieren die presse
 wir polieren das silber.
 reden ist silber.

ich bin verwaltungsdirektor
du bist fachreferent
er ist zeitungsredakteur
wir sind direktoren
ihr seid knaben und altardiener des bischofs
sie sind lehrer des gehobenen unterrichts
doch alle aus ärmlichen verhältnissen.

wir polieren das reden.
wir dämpfen das silber.
wir nähren das schweigen.

wir lenken das denken.
wir geben zu bedenken.
wir lesen nach. wir prüfen.
wir stellen richtig.
wir konsultieren einen anwalt.
jeder ist seines glückes anwalt

der das nest hat beschmutzt

der in den bach hat gepinkelt
der die fahne hat bespuckt
der die milch hat verschüttet
der die heuböcke hat umgestoßen
der nicht nach königsberg hat gewollt
der beim schwur
 den andern zeigefinger
 hat erdwärts gerichtet
der heimlich des nachts einen spiegel hat aufgehängt.

der den bann gebrochen
der den braten gerochen
der zum feind ist gekrochen
der das schweigen gebrochen.

der die schande gebracht hat
der zur aussage bereit war
der den ort gezeigt hat
der die axt entdeckt hat
der die gendarmen hingeführt hat
der um hilfe gerufen hat
dem es übel bekommen



Im Handumdrehen (Auszug)

Oft war der Schlaf nach besinnungslosem Kiffen traumlos. Da geriet die darauf folgende Nacht völlig schlaflos. Also absolvierte ich nach Mitternacht freiwillig ne Patrouillenrunde mit einer britischen Einheit durch den zuge teilten Stadtbezirk. Überall waren Hunde. Dutzende und Aberdutzende Köter. Sie fielen bei Eintritt der Dunkelheit in die äußeren Stadtgebiete ein. Die Furchtsamkeit der Menschen ausnützend streunten sie durch verlassene Straßen. Drängten sich durch unbewohnte Gassen. Strolchten über leere Plätze. Woher sie kamen, konnte kein Mensch sagen. Tagsüber zeigten sie sich jedenfalls niemals. Womöglich versteckten sie sich am Tag in Trümmern und Kellern der zerstörten Häuser oder in den Abwasserkanälen bei den Ratten. Vielleicht aber existierten sie in Wirklichkeit gar nicht. Weil sie nämlich keine Hunde, sondern Geistererscheinungen von Hunden waren. Sie nahmen bei Nacht Gestalt an. Ahmten die Menschen nach, von denen sie getötet wurden. Wie die Menschen teilten sie sich in hasserfüllte Gangs auf. Wie die Menschen hatten sie nur im Sinn sich zu zerfleischen. Und der monotone Ritus vollzog sich stets unter dem gleichen Vorwand: Eroberung von Trottoirs oder Boulevards. Die waren der Essensreste und der faulenden Abfälle wegen besonders wertvoll für sie. Sie rückten gemächlich vor. In Patrouillen. Angeführt von einem Patrouillenboss. Der gefährlichste und größte Hund. Lange Zeit konnte man sie überhaupt nicht wahrnehmen. So gemächlich und lautlos stießen sie vor. Mit der Taktik von Soldaten. Schweigend um sich spähend heranrobben. Sich auf den Feind stürzen und ihn zerfleischen. Unvermittelt aber stieß der Patrouillenboss ein Heulen aus. Ähnlich dem Geschmetter einer Fanfare, die zum Angriff bläst. Diesem Heulen folgte ein weiteres Heulen. Dann ein neuerliches. Darin fiel das gemeinsame Gebell des Rudels ein. Es bildete einen Kreis. Schloss das gegnerische Rudel ein. Belagerte es, dass an Flucht nicht zu denken war. Und nun brach die Hölle los. Angreifer und Angegriffene wälzten sich lauthals knurrend und fauchend in dem fauligen Unrat. Sie schlugen ihre Fangzähne in Kehlen und Rücken. Bissen sich gegen-

seitig in Augen und Ohren und Nasen. Rissen sich die Bäuche auf. Ihr Wutgejaule und Angstgekläff war ohrenbetäubender als Waffengetöse. Unwichtig, welches Gefecht die Nacht zerriss. Unwichtig, welche Männer zusammenstießen. Mit Höllenspektakel brachten sich die Hunde wegen des Besitzes von Trottoir und Boulevard gegenseitig um. Das Getöse übertraf explodierende Bomben, krepierende Handgranaten, aufschlagende Raketen, dumpfes Mörserdonnern, ja das Hämmern der Artillerie. Es gab kein Verschnaufen. Nicht eine Atempause. Bis der Himmel allmählich zur kardinalroten Erhellung des Morgens hinüberzudämmern begann. Dann entschwanden die Gangs unter dem verblassenden Halbmond. Ließen riesige fette Blutlachen und Kadaver besiegter Mitstreiter zurück. Erst jetzt war wieder das Kriegsgeknatter der Gewehrschüsse, der Handgranaten und Bomben zu vernehmen. Doch genau in diesem Augenblick setzte ein neues, nicht weniger schauriges Spektakel ein. Und zwar das der Hähne. Sie hatten wahnsinnig vor Angst jedes Zeitgefühl verloren. Statt den Sonnenaufgang zu verkünden, schrieten sie sich die immer heiserer werdenden Kehlen aus dem Leib. Mit ihrem Gekräche beantworteten sie das kriegerische Getöse. Eine Handgranatenexplosion - ein Kikeriki. Ein Pistolenschuss - ein Kikeriki. Ein Raketenauerschlag - ein Kikeriki. Peng-Baaf-Bumm-Kikeriki - verzweifelt, terrorisiert, menschlich. Ein Mehrfach-Schluchzer der Geschöpfe, aus dem man das Wort „Hilfe“ herauszuhören glaubte. „Hi-hi-hilfe! Hi-hi-hilfe!“ Myriaden von Hähnen. Man könnte meinen, jedes Haus, jeder Hof, jede Terrasse beherbergte einen verrückt gewordenen Hahn in einem Tollhaus von Hühnerstall. Und jeder einzelne Hahn lebte nur, um seinen quälenden Wahn hinauszuschreien. Vielleicht war es aber doch nicht die Auflehnung eines in Wahnwitz versetzten Hühnerstalls. Sondern vielmehr der Wahnsinn dieser Stadt. Die anhaltenden Qualen dieses grotesken Ortes. Die aktuellen Militärkarten gaben ihn mit dem Kürzel 12-C1-VY-443405-Q2 an. Zone 12, Band C1, Planquadrat VY, Koordinaten 44/34 im Jahr 07 mit der Quote 2 gleich Kommandostützpunkt des britischen Truppenkontingents in Bagdad.

Mir wurde bewusst, dass ich wieder auf meiner Pritsche unter Zeltleinwand lag.

Nachwachsende Ressourcen

Er kauerte im Gebüsch in der Nähe der Straße. „Warte hier auf mich. Ich besorge uns was zu essen, und dass du mir nicht wegläufst!“ hatte sein Papa gesagt. Als es dunkel wurde, verkroch er sich tiefer in den staubigen Zweigen. Er ahnte, dass sein Papa nicht kommen würde. Vor einigen Monaten hatte er ihn schon ein Mal vergessen. Damals hatte er den Weg nach Hause alleine gefunden. Das ging nicht mehr. Zu weit. Und die Hütten waren leer.

Sie hatten ihn aufgespürt. Die Nachtgeister. Er hätte keine Angst zu haben brauchen, sie waren gut zu ihm. Es gab zu essen, wenn die Großen satt waren. Kippen, manchmal einen Schluck. Sogar eine grün-schwarz gemusterte Jacke hatten sie ihm geschenkt. Die Ärmel hatte er mit seinem Messer abgeschnitten, weil sie fast auf dem Boden schleiften. Das Messer hatten sie ihm auch geschenkt. Es war breit und lang und blitzte in der Sonne. Damit konnte auch er mit seinen dünnen Armen Knochen durchhacken, fast mühelos. Obwohl er klein und dünn war, arbeitete er wie ein 18jähriger. Seine großen Augen leuchteten.

Auf ihren tagelangen Märschen gingen sie schweigend, umgingen die Dörfer im großen Bogen. Manchmal ahmte ihr Führer die Laute einer Hyäne nach. Kurz darauf trafen sie mit einer anderen Gruppe zusammen, die genauso abgerissen wirkte wie sie selbst.

Wenn die Anführer zusammenhockten, durften sie nicht gestört werden. Aber er musste sich bereit halten, jederzeit Tee für sie zu kochen. Jede der Gruppen hatte Kinder wie ihn dabei. Wenn es dunkel war, rollten sie sich zitternd unter ihren zerlumpten Decken zusammen.

In barschem Ton hatte sein Anführer ihm erklärt, was er zu tun hatte. Es war alles ganz klar und deutlich. Er würde das Messer an die Kehle setzen, ein kurzer Schnitt und seine Aufgabe wäre erledigt. Oder in den Bauch rammen. Vielleicht zwei, vielleicht drei in einer Nacht. Er würde das Messer geschickt einsetzen.

„ Sie haben meine Befehle gut ausgeführt, unsere Jungs. Ohne wenn und aber. Und sie tun was man ihnen sagt.“ Der Anführer tätschelte seine Schulter.

Vor ein paar Tagen wollte der kleine Okumu weglaufen zu seiner Mama. Sie hatten ihn schnell wieder eingefangen und schlugen ihn bis er sich nicht mehr rührte. Aber er wäre in seinem Dorf sowieso verjagt worden, das wusste er. Die hätten ihn ebenso tot gemacht. Denn er hatte seinem Onkel eine Kugel in den Kopf gejagt.

Der Kommandeur hatte ihm gesagt, dass er ein taktaktak Gewehr bekommen würde, wenn er seine Sache gut machte. Deshalb hatte er der Frau den dicken Bauch aufgeschlitzt. Im knisternden Feuer der Hütten hatten sie getanzt und gegrölt bis der Rausch vorbei war.

Morgen würden sie als erste durch das Feld kriechen. Sie sollten aufpassen, wo sie hintraten, hatte man ihnen gesagt. Die Großen kamen ihnen hinterher - damit sie die Dorfbewohner besser überraschen konnten, sagten sie. Danach würde er ganz bestimmt sein Gewehr bekommen. Die Teufel in den vor ihnen liegenden Dörfern würden schreien und brennen und vor ihnen davon laufen. Das würde ihnen nichts nützen, diese Schaben würden sie vernichten. Ihr schwarzer Zauber würde ihnen nicht helfen. Auch wenn ihr Blut schwarz sein würde, er hatte keine Angst. Der Hass machte ihn stark.

Sein Messer zu benutzen machte ihm nichts aus, im hohen Gras konnte er es leicht sauber machen. Er putzte es immer blank, damit es nicht rostig wurde. Er setzte sein ganzes Geschick ein. Und war erfolgreich. Mindestens fünf würden es dieses Mal sein. Vielleicht hatte einer seinen Monatslohn in der Hosentasche. Bald würde er viel Geld haben und sich Nike Schuhe kaufen können wie er sie auf dem Markt gesehen hatte. Niemand hatte auf ihn geachtet. Er war so unauffällig wie alle 11jährigen.

Der Anführer hielt große Stücke auf seine kleinen Soldaten. „ Wir geben diesen elternlosen Kindern eine Familie. Sie sind überall, essen nicht viel, machen uns keine Scherereien, brauchen keine Pflege. Und sind sie tot, holen wir uns neue.“



Die kranke Welt reist an

ARTHUR BREINLINGER

Du bist versprengt
bist ausgesetzt
dem Gelächter des Zufalls
Ist dieses Spiegellabyrinth
das Leben
ein zerbrochenes Gesicht
schaut dich an
lächelnd und traurig
und andere Fremde
lachen oder grinsen
vielleicht auch weint ein Kind
oder du hörst ein Lied
vertraut und fremd
leise und laut
Du sitzt auf dem Gerüst
das einen schmalen Turm umfasst
der in die Wolken ragt
Die jagen so dahin
als sei es Zeit schon
Und unter dir wuchert
ein Gewirr von Schienen
und viele harren
der Ankunft der Züge

BORIS PASKOV

Всички пътища водят
в Рим.

Даже онези,
които не знаят това.

Даже онези,
по които всеки ден се завръщаме.

Всички пътища
водят в Рим.

Мечтите са варвари,
които върхлитат
и ни прогонват от къщите.

Принуждават ни
да вървим,

да вървим,

да вървим.

За брадите ни теглят,
в гърбовете ни блъскат.

Всички пътища
водят в Рим.

Там понякога
всичко решават гъските.

BORIS PASKOV

Alle Wege führen
nach Rom
Auch die es nicht wissen.
Auch die uns Tag für Tag nach Hause führen.
Alle Wege führen nach Rom.
Barbarische Träume
stürzen sich auf uns.
Jagen und fort von zu Hause.
Zwingen uns
zu laufen
 zu laufen
 zu laufen.
Ziehen und an den Bärten.
Stoßen uns in den Rücken.
Alle Wege führen
nach Rom.
Dort entscheiden manchmal alles
die Gänse.

EMIL NICOLAE

Aus: Psychodrom

besondere kennzeichen auf dem gesicht der wut
gibt es nicht
du möchtest sie nur fixieren in der montur eines bildes
und begreifst dass du die briefmarken der bomber vom
horizont nicht lösen kannst -
du beginnst, dich an sie zu gewöhnen
akzeptierst sie in der selbstverständlichkeit des lebens
wie eine pl(b)ombe im backenzahn
doch wenn besondere kennzeichen
auf dem gesicht der wut nicht existieren
wer lauert dir auf dann im spiegel

(Übertragung aus dem Rumänischen von Thomas Krämer)

MANFRED PRICHA

empörung und einschüchterung

(was nicht vorgeschlimmert ist
kann nicht nachgebessert werden)

er wollte nicht hoch hinaus
nur eine art gleichstand
ohne dünnkel aus dem dunkel
empörte er sich zum licht
nichts besseres hatte er vor
aber schon schlimmeres
hinter sich gebracht und um
sich herum schüchterten sie
ein die großen dieser welt
und sahen auf ihn herab zu
verdüstern durch ihre schatten
den letzten zwergenaufstand

A.J. WEIGONI

Wortkeulen ~ ein Andante furioso

treibend - stampfend
unaufhörlich harte Schlæge auf
das Trommelfell
taube Trauer ueber
taktvollen Notationen

in einem transitorischen Moment
deuten atemberaubende Ritardandi
auf etwas ungenannt Anderes hin =
Inspiration generiert Hallschleifen in der
Echokammer des enzyklopædischen Wissens um

mit perpetuierenden Modi in
Zeitzone des Verschwiegenen
Naturereignisse als Imagio setzen >
verlorene Klænge der Welt auf
brechen & tœnend Charaktere verændern:

Schwingungen
einander næherkommen
& sich fortwæhrend verfehlen
in einer suggestiv saugenden Gemuetslage
aneinander vorbeidebattieren...

kreischende Kreiselei

LUKAS ABENDROTH

Von A wie Amok bis W wie Weißglut

Blut schießt
unterseeisches
Rot ins Gesicht:
Signalfarbendrift mit
Herzklappenantrieb
und höchster
Pumpfrequenz.

Bis man nur noch
die Halbmonde
der irre verdrehten
Augen, die zur
Tatwaffe umge-
schmiedete Hand,
deren kraftweiß
verstärktes
Gluten sieht.

Februarskizze

Sir,

die Sonne scheint, der Himmel gewinnt an Zeit und Botschaft für längere Tage, aus einer Stadt fahren die letzten Züge: beladen mit Winter und Frühling bildet sich aus. - Ja, Sie haben recht, es ist wie es ist und, eine Wohltat zudem ist es, hier, an dieser Stelle die Poesie noch einmal zu demütigen.

Vielleicht: ist es an der Zeit, sich und ein Tagebuch um die letzten Monate zu erörtern und wohl auch fühlbar Recht ist es, sich für das Kommende, für das nicht kommende vorzubereiten.

Sir, mit aller Kraft habe ich die vergangenen Wintermonate versucht, mich dem Dunklen zu entreißen. Ich habe mich ins Licht gestürzt wie eine sündige Tote, ich bin aus blau verschimmelten, stumpfen Kellerlöchern gekrochen und habe mir Leiden an Welt und Menschen, habe mir Rotz und meine Krankheit aus dem Gesicht gewaschen. Ich habe neue Kleider gekauft, und neue Schuhe aus feinem Leder. Mein Haar ist weich geworden, meine Haut ohne Krätze und Schorf. Ansehnlich bin ich geworden, zumutbar, ansehbar für den Begriff der Gesellschaft. Die Kinder laufen nicht mehr weg. Sie schreien nicht mehr diese blanke Furcht aus ihren Augen und aus ihren kleinen, runden Gesichtern.

Ich habe an Land gewonnen. Ich habe alles verloren, Sir.

Ich habe die Menschen aus neuen Stücken gelernt. Ich habe mich konditioniert. Ich kann mich mit und an ihnen aushalten, ich pflege Abendgesellschaft und Nachtleben. Ich liege Haut an Haut, liege unbeschwert, begehe Müßiggang und Leichtlebigkeit an vielen Tagen, ich treibe Wollust, maßlos und Wildheit in einer Gedankenlosigkeit für die Zukunft, wie ich sie nicht gelernt habe. Sir, in dieses Grün eines Frühjahrs sage ich es hinein: der kleinere Schmerz liegt in der Einsamkeit, dieses Alleinsein im Bezug zu System und Symptom, diese äußerste Betrachtung von und für Mittelmäßigkeit; nicht zu

besitzen, nur zu betrachten, zu beobachten für die Möglichkeit einer unmittelbaren Wahrheit wäre mein persönlich längerfristiger Grund; der größere Schmerz jedoch, - und das sage ich nicht ohne Bewusstsein für meinen Zustand im Umstand, - liegt im Verlust des Gehörs, im Verlust der Hörbarkeit für sich selbst. Ich bin übertönt von peripherem Laut. Ich bin besudelt von den Künsten meiner Umwelt, ich bin angekotzt vom Reden, von Meinung einer fadenscheinigen Gesellschaft, durchwirkt von alltäglichen, erschöpfenden Belanglosigkeiten eines Lebens und, ich habe mich aufgegeben für ein bisschen Glück Normalität und, für einen bescheiden undefinierten Vorteil in diesem Zugehörigkeitsgefühl. - Aber, Sir,

Sie wissen es und ich weiß es, solch ein Leben, es ist nicht besser und es ist nicht wahr, jedoch: Es macht den Anschein. Und das ist nicht unbedeutend.

Satur/n ausweisen (Auszug)

Karton: Führerschein, Zulassung, Versicherungskarte, Personalausweis. Durch Stadtteile gerast, Passanten und andere Verkehrsteilnehmer gefährdet, Signale, Hupen, Lichter, Folgetonhorn, Sperren ignoriert. Dreizehn Schüsse, drei Projektile ins Wageninnere, ausgerollt, geflohen, flüchtig. Über dem Kofferraumschloss ein unversehrter, grellorangefarbener Sticker: Saturn. 28 Grad amtlich, der Sturm hat aufgeschlossen.

Ausgekühlt lese ich den aufzusagenden Text nochmals und stoppe mit, ich habe keine Automatik, ich muss schneller sprechen im Mittelteil, wie im Leben, und die Entscheidungen entscheidenden Passagen stärker, orange färben und wie Zimtbäder betonen.

Netto seit wenigen Tagen höre ich seine Stimme sprechen, durch diese seltenen Ritzen des Gaumens und des Schlauchraumes in der Toilette seines Vertrauens, sie reibt an meinen flatternden Blindheitslidern. Ich nähere mich der Ausfransung. Zurück, an den Tisch gelehnt, über dem Bild des Saturn, betätige ich die elastische Handmechanik, sie reagiert. Sie riecht nach Senf und gelbem Katzenkot. Ich fahre über den Planeten und schalte das Licht hinzu.

Tomaten, Zucchini, Zuckerwatte, falsch, Zuckermelonen, falsch, Beilagen, Salat, an die Hühnerfilets denken, die Hüftstücke, Kroketten nicht vergessen, indischer Reis. „Und die Kokosherzen werden Ihnen zaubervolle Momente bescheren...“ Pause. Der Text muss rund sein wie die Brust eines aufrechten Schweins.

Karg lagen die Aufzeichnungen (Flattertext, 2 Bilder) vor der Tür, auf der libidinös entladenen Kokosbastmatte mit dem fünfzackigen Gebrauchsstern, sie waren eingeschlagen in die verschwitzte Geschäftspostwurfsendung einer eingetragenen Handelskette, neben der Toilette, 24 Grad amtlich, die Fenster sind von Türen überwuchert. Ich war nicht empört.

Ansage geliefert, alle dreizehneinhalb Minuten, wie es vorgeschrieben wurde von der sich automatisch nicht gebärdenden Mechanik einer Selbstläufer-Industrie, die mir vorschreibt, wie ich Produktbewerbungen vorzulesen habe, von Produkten, die einen Menschen, der diese oder eine andere Filiale der unter verschiedenen und wechselnden, in so genannten Büchern eingetragenen Handelskette betritt, bezirzen sollen. Mit Gewalt. Abends falle ich in die Toilette.

„Nun zu Ihnen: Sie verfügen über einen Reisepass und einen Meldezettel, über Führerschein, Zulassung, Versicherungskarte, Personalausweis verfügen Sie nicht.“ Nachdem ich die Erkenntnis gelesen, mich an den Tisch der Planeten gelehnt und dabei in einem Hüftstück Saturn gestrichen habe, höre ich die Toilettenabbruchstimme, nehme den Kugelspitzer zur rechten Hand, streichle die erste Kugel, lausche der physiologischen Erregung, richte in sonorem, in sich über einer mit Knorpeln bewanderten Zunge biochemische Pausen verursachendem, Staub wässernden Murmeln aus, dass auf der Schuhabstreifmatte ein grellorangefarbenes Kuvert gelegen hat, mit dem Inhalt: Im verunfallten Wagen konnten Führerschein, Zulassung, Versicherungskarte, Personalausweis lautend auf TM sichergestellt werden, die behördliche Bestätigung der Dokumente verlief negativ. Brutto war das wer?

Thermenbeheizt habe ich die Fenster mit ausgerissenen, zu recht gesägten Türen abgedichtet, die Behörde für Globale Erwärmung gratulierte zu den somit amtlichen 24 Grad, das alte Hauskamin-Organ ist gestorben. Gelegentlich darf ich unverkäufliche Ware mit mir nehmen und unterzeichne das Formular (Flattertext, 2 Bilder) kategorisch mit falschen Namen. Der Wesensprozess, ein mit Flucht voll gesogenes Krümel. Die Planeten rotieren nicht darum.

Klecksen auf der Schuhabstreifmatte vor der Gangtoilettentür konnten Spuren gegenüber gestellt werden, die auf einen massiven Blutverlust hinweisen. In der Wohnung des zu Überprüfenden konnten Beweise dieser Art nicht verifiziert werden, da die Wohnung - fehlt.

Aber am Ende der Woche durfte er sein Ende in der Farm der Pferde begehen, das haarlose Ende seiner Identität im Pferdebett zu Schatten boxen. Aber -

was ein Mensch macht, bevor er
verschwindet:

a) das Auto mit Whisky voll tanken...

b) die EC-Karte mit Margarine
einschmieren...

„Am Verschwinden des Menschen arbeiten viele der besten Gehirne und riesige Industrien. Der Konsum ist die Einübung der Massen in diesen Vorgang, jede Ware eine Waffe, jeder Supermarkt ein Trainingscamp. Das erhellt die Notwendigkeit der Kunst als Mittel, die Wirklichkeit unmöglich zu machen.“

HEINER MÜLLER, „Mülheimer Rede“, 6.9.1979.



Rezensionen

Theaterkunst für alle

eje winter ist eine Bonner Dichterin. Im Ludwigsburger Pop-Verlag legt sie nun bereits ihr drittes Buch vor - einen Band mit zwei Theaterstücken. Anstatt mich an dieser Stelle mit dem mehr oder weniger auf Beziehungskonflikten fußenden Sujet jener dramatischen Miniaturen auseinander zu setzen, dränge ich darauf, das Werk den Liebhabern der modernen Sprachkunst sowie allen an der deutschen Dichtung Interessierten ans Herz zu legen. Denn obgleich die Autorin sich in mancherlei Stilistika verliert, die bereits ad nauseam von anderen Wortakrobaten bemüht wurden - zum Beispiel der konsequenten Kleinschreibung und im Verzicht auf Kommata, welche sich durch den Schrägstrich ersetzt finden - so schafft es die Schriftstellerin doch, einen immerwährenden, geradezu wabernden poetischen Atem aufzubauen, der sowohl vor ästhetischem als auch vor künstlerischem Anspruch nur so strotzt. Und trotzdem darf der durch Wohlklang und literarische Fingerfertigkeit pulsierende Bann des zugänglichen Bandes von sich behaupten, fast jede Leserschicht erreichen und bedienen zu können. Weil eje winter auf die Einflechtung unverständlicher Termini und Sentenzen verzichtet und damit die beiden Arbeiten auf einen allgemeingültigen Nenner zu bringen imstand war. Eben deshalb ist die Aussage der Bühnen- oder Hörstücke von nur sekundärer Bedeutung. Der primäre Genuss konzentriert sich auf den lyrisch verdichteten Wellengang innerhalb des Gesamtkunstwerks. Um was es nun geht? - Möge der Leser es durch köstliche Lektüre erkunden.

eje winter: Mathilde im Glück / Sprich, sagte die Freundin
Pop-Verlag Ludwigsburg, 2007, 120 Seiten, 14,60 Euro, ISBN-13: 978-3-937139-28-1

Von den „ANSICHTEN eines Clowns“ zu den „Ansichten eines CLOWNS“

Es ist schon bemerkt worden, daß in den Seiten des Romans Ansichten eines Clowns man eine scharfe Kritik der Nachkriegsgesellschaft finden kann, insbesondere in bezug auf die steife Moral der katholischen Kirche, als diese dem Verfasser bekannt war. Offenkundig, die möglichen Betrachtungen in der Auslegung des Buches sind zahlreicher. Der Aufsatzperspektive, die wir dem Leser hierzu anbieten, liegt ein Gedanke zugrunde, der durch Heidegger berühmt worden ist: der Akzent auf einem Wort eines Syntagmas wird auf das andere desgleichen bewegt.

Die hauptsächliche Frage lautet: aus welchem Grund entschied Heinrich Böll, die Figur des Clowns zu benutzen? Warum hat Böll nämlich den Clown ausgewählt, wenn eine Gesellschaftskritik von jeder anderen Sozialschicht ausgeübt werden kann? Hans Schnier, der Held des Romans, hätte genauso gut ein Arzt, Mechaniker, Geistlicher, Bankier oder Matrose sein können. Wieso gerade Clown? Man könnte erwidern: „Der Verfasser hat mehr oder weniger zufälligerweise gehandelt, seine Auswahl wäre nur noch ein Beweis für die Sinnlosigkeit eines willkürlichen Charakters, letztendlich ist viel wichtiger was die Hauptfigur uns mitteilt, nicht wie die aussieht etc.“ Das wäre aber eine frivole Stellung gegenüber einer wichtigen, unbeantworteten Frage. Deswegen gehen wir davon aus, daß Böll echten Grund hatte, diese Sozialmaske und nicht eine andere, auszuwählen. Böll war eigentlich ein Gelehrter, der aber seine Gelehrsamkeit sehr klug zu verhehlen wußte.

Wenn wir uns ein wenig genauer die Semantik des Hauptwortes „Clown“ ansehen, fällt uns auf, daß die moderne Wahrnehmung dessen, unaussprechlich verarmt, nur eine entfernter Verwandte einer älteren sozialen Rolle ist, welche inzwischen, innerhalb der industrialisierten und säkularisierten Gesellschaft, zu einer Art Steinbock geworden ist, Gegenstand von Ironie und Ge-

lächter: der Zirkusclown. Im Laufe des Mittelalters aber hat der Clown als Gesellschaftsakteur immer eine besondere Rolle gespielt.

Damals war der Narr oder der Saltimbank eine Sozialfigur, die eine spezielle Funktion erfüllte: ihm fiel es einerseits schwer, sich in die Gesellschaft zu integrieren - eine Sache, die ihm eine ungewöhnliche Objektivität verlieh - und andererseits war er auch, durch Anspielungen, Witze, manchmal auch anhand von Akrobatik und Pantomime, beauftragt, in der Gegenwart der Diener eines Hofes Kritik am König auszuüben; gleichzeitig war er der Einzige, der sich so was leisten konnte, ohne dafür bestraft zu werden, egal wie unverschämt seine Witze waren, weil man immer davon ausging, der sei verrückt.

Böll wollte seinem Held die einzige vorteilhafte Stellung in einer kranken Welt leihen - die Stellung des Clowns, gleich desjenigen Charakter aus den platonischen Gesprächen, ironievoll und schlau, anscheinend anspruchslos, listig aber und gefährlich, der Sokrates hieß. Denn genauso wie Dürrenmatt irgendwo behauptet („Die Physiker“), „entweder bleiben wir im Irrenhaus, oder die Welt wird eines“: in einer Welt, die den Kontakt mit all den echten Werten verloren hat, der einzige Ort wo man seine innere Gesundheit aufbewahren kann ist das Irrenhaus, der Ort in dem das Subjekt, als kritisches Gewissen, als Verrückter angesehen wird.

Der Held Bölls wird zur nüchternen und kaustischen Instanz einer Gesellschaft, die ihre Torheit so ernst genommen hat, daß sie diese mit ihrer moralischen und geistigen Gesundheit verwechselt. Unser Held ist folgendermaßen ein Gleichnis, genauso wie Gleichnisse auch andere wichtige Anspielungen im Roman sind: der Clown Hans Schnier sagt von sich selbst, daß er kein religiöser Kerl wäre, und fügt gleich danach hinzu, was er darunter versteht: daß er keiner Kirche steuerpflichtig sei; die katholischen Litaneien hülften ihm aber manchmal, seine Depression zu überwinden. An einer anderen Stelle, der Clown beschreibt eine Pantomimenummer, in der er nach Hause zurückkehrt mit einem Schlüsselring, worauf unzählige Eisschlüssel sich befinden, die eine nach dem anderen verschmelzen, als er den richtigen zu finden versucht.

Hier kann alles allegorisch oder als Metapher ausgelegt werden: das Haus ist dasjenige, das vom verlorenen Sohn, Vertreter einer kranken Welt, verlassen, und dann wiedergefunden wird (teshuvah hebr., d.h. Reue als Wieder-

kehr verstanden). Die Schlüssel, die einer nach dem anderen verschmelzen, sind Lösungen und Gelegenheiten, die der moderne Mensch übersieht, bis er keine Chance mehr hat, eine bessere Welt aus der gegenwärtigen zu schöpfen. Wir sind also der Meinung, daß der Roman auch diesen Blick beinhaltet, der sich über die Instanz, die Meinungen und Ansichten äußert.

Die Bibliographie, die dem Thema des Narren im Mittelalter im allgemeinen oder im Theater Shakespeares ins besondere gewidmet ist, ist umfangreich. Die Studien dagegen, die eine klare Verbindung zwischen dem Roman Bölls und diesem Thema festlegen, sind selten, und in der Regel beschränken sie sich auf einzelne Bemerkungen (z.B., Agosti Vera, „La figura del clown, metafora della condizione umana“).

Aus diesen Gründen sind wir der Meinung, daß man einen aufmerksameren Blick auf die Metapher werfen sollte, die vom Böll in diesem Buch dissimuliert ist, und die gleichzeitig so evident da steht, daß sie meistens übersehen wird. Wie Conan Doyle durch den Mund seines berühmten Detektiven einmal sagte, „nichts ist einfacher zu übersehen, als das Öffentliche“.

Zu: Letizia Mancino SAGE NICHT TOD

Zum Tode meiner Freundin Hilde Domin

ALG. Hilbinger Verlag, Edition Literatur (Wiesbaden)

„Ich hatte sie noch atmend gesehen.....“

Letizia Mancino, gebürtige Römerin, Übersetzerin und Künstlerin, widmet sich auch der Lyrik. In rührenden, mit Ehrfurcht und Zuneigung getränkten poetischen Bildern und fließendem Duktus, betrauert und ehrt sie mit ihren Gedichten ihre im letzten Jahr (2006) verstorbene Freundin Hilde Domin.

Wie konnte es zu dieser Freundschaft kommen?

Die große Dichterin Hilde Domin emigrierte 1933 aus Nazi-Deutschland. Ihr erstes Exilland war Italien. 1935 schloss sie ihr Studium in Florenz mit einer Dissertation ab. Jahre später, im dominikanischen Exil, betätigte sie sich als Übersetzerin, u.a. aus dem Italienischen ins Deutsche. Ab 1960 - durch die Berufung ihres Mannes Erwin Palm (Kunsthistoriker) - lebt sie wieder in Heidelberg, wo sie 2006 starb.

Die Gedichte des vorliegenden Bandes werden unmittelbar nach dem Tode Hilde Domins verfasst. Das Originelle an diesen Versen ist die Einbeziehung sowohl der Todesumstände als auch des Todeszeitpunkts. Einige Lieblingsbilder und Begriffe aus Domins Dichtung werden in ihnen aufgenommen und/ oder weitergedacht.. Auch die gegensätzlichen Empfindungen der Freundinnen - dem Tod und dem Glauben gegenüber - finden Raum in den Gedichten von Letizia Mancino. (z.B. in „Zwei Handschuhe“: Du fuhrst in die Stadt,/ allein. // Der Todesengel/schweigend/stieg in den Wagen ein.// Er blieb beim Kaufen/an Deiner Seite/bis zu dem Todesort. Oder in „Das Herz“: Dank/tönte/Dein Herz./Das letzte Wort/den Ärzten.// Es schlief dann ein./21.28 Uhr// Du aber/bist wach/geworden/anderswo.)

Am 22. Februar 2006 starb sie.

Seit 1999, als Letizia Mancino Hilde Domins Gedichte ins Italienische übertrug, verband sie nebst beruflicher Nähe eine tiefe Freundschaft. Auch Hilde Domin

hatte wiederum Letizia Mancino bei der Übertragung ihrer Gedichte ins Deutsche beigegeben.

Mancino beschreibt im Nachwort die letzten Lebenszeichen ihrer bewunderten Freundin:

„Ich hatte sie noch atmend gesehen. Dabei war mir, als ob meine Freundin mir nahe sei, wie nie im Leben.“

Die Gedichte in diesem Band sind quasi eine Fortsetzung der Gespräche, die die Freundinnen bis zuletzt geführt hatten, sind Zeugnisse dieser Nähe. Die zentralen Fragen dieser Gespräche kennen wir aus der Lyrik Domin: Liebe, Tod und Vertreibung, auch die Frage nach Gott. Letizia Mancino thematisiert diese Frage ebenso eingehend, wie die des Lebens nach dem Tod. „Für Hilde Domin blieb diese Frage ungelöst“, erklärt Mancino im Nachwort.

Im vorletzten Gedicht „Nimm Stern“ erklingt eine Bitte. Sie ruft das Gedicht „Bitte“ von Hilde Domin ins Gedächtnis, das mit einer Bestandsaufnahme beginnt und in der dritten Strophe eben diese Bitte beschreibt.

Hilde Domin:

„Bitte / Wir werden eingetaucht / und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen,
/ wir werden durchnäßt, / bis auf die Herzhaut. // Es taugt die Bitte, / daß bei
Sonnenaufgang die Taube / den Zweig vom Ölbaum bringe. // Daß die Frucht so
bunt wie die Blüte sei, / daß noch die Blätter der Rose am Boden / eine leuchten-
de Krone bilden.“

Nun die Bitte der Freundin Letizia Mancino:

„Nimm Stern / Deinen leuchtenden / Schweif / Und umspanne / den Himmel. /
Über das Volk / wölbe Dich, / Regenbogen / des Friedens, / unzählige Tränen /
versöhnend.“

Hier darf nicht unerwähnt bleiben, was Hilde Domin bei Entgegennahme des Nelly Sachs-Preises (1983) sagte. Sie zählte sich zu den „deutschen Dichtern jüdischen Schicksals, die aus der Verfolgung als Boten der Versöhnung, nicht des Hasses, heimgekehrt sind ins Sprachzuhaus.“

Der Band SAGE NICHT TOD präsentiert sich in Weiß, die Farbe der Trauer im Judentum. Er ist geschmackvoll illustriert - mit Werken der Künstlerin Letizia Mancino. Titelgemälde: „Das goldene Heidelberg.“

Fazit: SAGE NICHT TOD von Letizia Mancino ist eine würdevolle Hommage an Hilde Domin.

Myriam Keil, Angst vor Äpfeln
Edition Thaleia, St. Ingbert 2007

In vielfältigen Variationen beschreibt Myriam Keil in den einzelnen kurzen Texten ihres Buches das Problem der Selbstfindung, der Beziehungsfähigkeit. Ihre Protagonisten (Männer wie Frauen, meist offenbar in jugendlichem Alter) sind auf der Suche nach allem, was im Leben bedeutsam werden kann, etwa nach einem Ziel, nach einem Menschen, nach Nähe, aber auch nach einem Ausweg, Verantwortung tragen zu müssen.

Viele lassen sich scheinbar treiben, sind immer wieder stark angezogen von Neuem, Zufälligem.

Sie sehnen sich oft nach dem Meer - Sinnbild des sich immer wieder erneuernden Lebens oder des sich immer Verändernden, nicht Greifbaren? -, führen und beenden Beziehungen fast sprachlos.

Deutlich werden Momente beschrieben, wo ein Protagonist sich plötzlich reif fühlt, eine Entscheidung zu vollziehen, neue Gleise für den künftigen Lebensweg zu finden, auch, wenn vorher eine Flucht Hals über Kopf den Anfang der Lebensepisode bildete.

Man könnte nach der Lektüre meinen, dass es ausgesprochen problematisch sei, sich auf eine Beziehung einzulassen, aber am Ende kann die Botschaft auch sein:

Beziehungen mögen oft problematisch und zum Scheitern verurteilt sein, es lohnt sich aber immer wieder, nach einem Scheitern neue Beziehungen zu suchen.

Das Buch hat ein sehr ansprechendes Layout, auch die gewählte Schrifttype lädt zum Lesen ein. Das entspricht der feinen, mit schönen Bildern versehenen Schreibweise der Autorin. Sie gibt faszinierende Einblicke in das, was in den Köpfen der Protagonisten geschieht.

Auch wenn manche Episoden den Leser verstören mögen, es hält ihn nicht vom Weiterlesen ab.

WÜRDIGUNGEN

GHEORGHE CRĂCIUN

Ein wahrer Dichter ist ein unheilbarer Masochist (Marius Chivu im Gespräch mit Gheorghe Crăciun)

Der Tod des Gheorghe Crăciun läßt keinen von uns mehr daran zweifeln: er war der klügste Schriftsteller der Generation der '80er Jahren, ein vollkommener Dichter, mit einem klaren und verantwortlichen literarischen Gewissen. [...] Das gegenwärtige Gespräch, das im Sommer letzten Jahres aufgenommen wurde, war für mich eine zusätzliche Gelegenheit, ihn als bescheidenen und diskreten Mensch zu wiederfinden, sensibel und von einer unaussprechlichen Höflichkeit. Sein voreiliger Tod findet mich - den Kritiker seiner Bücher und gleichzeitig Quartalnachbar - traurig und trostlos.

Marius Chivu *An einer Stelle behaupten Sie, daß "der Dichter das Ungeheuer in uns allen" wäre. Dann sagen Sie aber, daß Ihnen das Böse widerstrebt, genausoviel als "die gesellschaftliche Negativität des Lebens". Was für ein Dichter sind Sie eigentlich?*

Gheorghe Crăciun: Ich vermute, ich bin ein gewöhnlicher Schriftsteller, im starken Sinne des Wortes. Ich bin kein selbstgefälliger Autor, kein Sonntagsdichter. Das soll jedoch nicht bedeuten, daß ich die Freude oder das Vergnügen am Leben wegen der Literatur zwischen Klammern setze. Ich bin davon überzeugt, daß ein echter Schriftsteller ein unheilbarer Masochist ist. Und weil er sich ernst nimmt, muß er gleichzeitig sich darüber freuen und darunter leiden. Was das Ungeheuer anbelangt - das in jedem von uns Verborgenen steckt, aber insbesondere im Wesen des Dichters -, hier sollten wir vielleicht auf die Etymologie des Wortes achten. Alles, was sich der Welt völlig offenbart, in der ganzen Nacktheit seiner Erscheinungen, gut oder schlecht, ist auf diese oder jene Weise ein Ungeheuer (erschreckend, uner-

träglich, aber auch - das galt für die alten Römer wenigstens - verwunderlich, faszinierend). Im allgemeinen, der Mensch wird zu einem solchen Ungeheuer, wenn ihm die eigene Natur aus der Hand rutscht, und über die Grenzen der allgemein akzeptierten Moral hinaus geht. Wir wissen aber nur zu gut, daß diese Moral in den meisten Fällen philisterhaft, glatt und stumpfsinnig ist. Im Vergleich mit dieser Moral, werden „Helden“ wie Hamlet oder Madam Bovary, zum Beispiel, immer als menschliche Ungeheuer wahrgenommen. Der allgemeine Mensch gibt acht auf die allgemein geltenden Regeln des Zusammenlebens, welches ein Kampf ist, um gleichzeitig das innerliche Gleichgewicht und einen anständigen Ruf in der Gesellschaft beizubehalten, also ein ständiger existentieller Kompromiß. Nach meiner Sicht, ein Schriftsteller kann sich so was nicht leisten. Die Sorge um ein öffentliches Bild, mit dem man vor den anderen treten darf, ist schon Beweis genug, daß man sich lügen möchte, das man bereit ist, auf einen Teil seines Wesens zu verzichten, und eigentlich, das man sich nicht wirklich um seine inneren Krisen, Komplexen und Lakunen kümmert. Und weil ich die zwei Beispiele aufgeführt habe, würde ich gerne hinzufügen, daß in jedem wahren Schriftsteller, sowohl ein Hamlet, als auch eine Madam Bovary sich verstecken. Aber aus dem ungeheuerlichen „Leiden“ des Dichters wird ein neues Leben gebärt. Der Schriftsteller ist ein ausgefallener Emporkömmling. Es ist verständlich, daß dieser Ruf des Einzelnen, der sich die Warzen aufs Gesicht stellt, (denken Sie an Rimbauds Ansicht über die Bestimmung des Dichters) oder des *Performers*, der sich die Warzen vom Antlitz mit der Klinge abschneidet - wie ich einmal sagte - in mancher Hinsicht sich „mit dem Bösen und der Negativität des sozialen Lebens“ ernährt. Das Böse in dir ist das Böse der negativen Erkenntnis. Man schreibt und versucht, davon los zu werden. Der literarischen Moderne liegt ein Gedanke zugrunde, an den ich bis heute noch glaube: "Das Ich ist unwürdig und häßlich". Daher wahrscheinlich, die Ungeheuernatur des Dichters.

M.C.: Sie sagten, das Sie die Literaturtheorie innerlich irgendwie gelähmt hat, das sie Sie depersonalisiert und in einen Literaturhandwerker transformiert hat. Das hat mich an Jean Paulhan erinnert, der sagte, daß die intelligenten Schriftsteller sind immer daran geneigt, eine kalte, ja gerade minderwertige Art von Literatur zu schreiben. Sind Sie eigentlich mit ihrem Schreiben zufrieden? Sind ihre Bücher Ihnen treu?

G.C.: Es ist wahr, daß die Theorie und im allgemeinen die Texten, die mit der Literatur prinzipiell nichts zu tun haben, mir als Schriftsteller eher geschadet haben. Leider sowohl mein lebenslanger „offizieller“ Beruf (die Professur), als auch mein kühnes literarisches Gewissen lassen mich nicht, mich ohne Hemmungen, meinem Prosaschreiben ruhig zu widmen. Ich hatte, soviel muß ich zugestehen, nicht nur einmal das Gefühl, daß der Schriftsteller in mir Gefahr läuft, in billige Handwerkerei zu fallen, genauer gesagt, in eine rhetorische Stereotypie. Ich begann, Verdacht zu schöpfen - verzeihen Sie mir die Selbstüberheblichkeit -, daß ich zu gut schreibe, daß ich zu viel weiß, über die Art, auf die ein gutes Buch geschrieben werden kann, "kalt und minderwertig" - wenn ich, durch deine Bemerkung, Paulhans Worte wiederholen darf. Aber wozu solche Bücher, kann man sich fragen? Warum sollte man, als guter kalkulierter Profi - was der Dichter heutzutage geworden ist - den Literaturhunger eines Publikums ernähren, das nach Fiktion, Erzählung, billige und vergehende Neuigkeit und allerart telenovelistischen Idealen verhungert? Ich bin der Meinung, daß ich, durch die Ziele, die ich mir vorgesetzt habe, ein etwas unzeitgemäßer Dichter bin. Ich bin vielleicht dieser verspätete Modernist, der die Gestalt, die Konstruktion und die Teleologie - wie Aristoteles sagt - des Textes, die ästhetische Dauerhaftigkeit des literarischen Textes zuviel schätzt. Nichtsdestotrotz, bin ich immer auf der Suche nach neuen Formen der erzählerischen Geronnenheit meiner Phantasien. Was die Bücher, die ich schrieb angeht, die sind mir nicht im Geringsten loyal gewesen, es kann nicht einmal die Rede davon sein! Aber ihre Untreue ist das Triebwerk meines noch immer möglichen Donjuanismus. Weil ich ihnen auch nicht treu bleiben kann. Ich bin ein Feinschmecker und ein Leckermaul des unendlosen Textualisierens des Lebens. Das scheint vielleicht teuer gesagt, aber es ist einfach wahr.

M.C.: Sie sind also dieser introvertierte, metareflexive Prosaschriftsteller, der sich im Grunde genommen zu wenig mit dem Epischen beschäftigt. Wie überleben Sie, unter solchen Umständen, ohne zu erzählen?

G.C.: Obwohl ich mir wünschte, was Anderes zu glauben, das Epische scheint mir eher banal. Eine Erzählung, die sich auf die Tatsachen beschränkt, ist für einen Prosadichter eine Einladung zur Selbstfolterung. Ich kann nicht klipp und klar behaupten, daß ich überhaupt das Epische nicht mag, aber die zu offensichtlichen epischen Strukturen kann ich bestimmt nicht leiden. Mir

gefällt die Dichtheit des Textes, seine Leiblichkeit. Ich weiß, daß ich ein Schriftsteller bin, mit einer ziemlich geringen erzählerischen Einbildung. Ich bemühe mich über den Berg zu kommen, finde jedoch heraus, daß meine Fähigkeiten sich eher in der Richtung der beschreibenden Erzählung bewegen, gegen einen romanesken Leitfaden, der sowohl die Subjektivierung, als auch die Analyse, das Bleibenstehen, die Vertiefung der wiedergegebenen Tatsachen durch bedeutsame Einzelheiten unterstützt. Letztendlich, überlebe ich wie eben nur möglich, multipliziert durch meine Helden, weil diese, genau so wie ich, unter dem Laster der existentiellen Myopie leiden und ihnen es nicht gelingt - vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, Leon-tina, die Hauptfigur meines Romans, **Pupa russa** - ihr Leben in eine Erzählung umzuwandeln.

(**Dilemateca**, nr. 4/2006)

aus dem Rumänischen übertragen von Daniel Stuparu

Autoren

Lukas Abendroth, * 1978 geboren in Erfurt, Studium der Literatur und Philosophie in Leipzig und Berlin, lebt in Berlin.

Michaela Abresch, *1965 im Westerwald, Krankenschwester, Mitglied der Literaturwerkstatt Neuwied und der Autorengruppe „Brückenschreiber“, schreibt Lyrik, Kurzprosa und Romane.

Annette Amrhein, * 1964, Studium der Betriebswirtschaft, Stipendium Künstlerhaus Kloster Cismar, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Ronald Augusto, * 1961 in Rio Grande/Brasilien, lebt in Porto Alegre, Brasilien, zahlreiche Buchveröffentlichungen, Publikationen in Zeitschriften und CDs.

Ulrich Bergmann, *1945 in Halle/Saale, veröffentlicht kleine Erzählungen in Literaturzeitschriften, Anthologien und Internet Zines. Letzte Buchveröffentlichung: Kritische Körper. Pop-Verlag Ludwigsburg 2006, Mitherausgeber des DR.

Markus Berger, * 1974 in Kassel, ist freischaffender Sprachkünstler und Schriftsteller (Prosa, Lyrik, Essay), lebt im nordhessischen Knüllgebirge bei Kassel.

Regine Leonore Birkner, * 1957 in München, widmete sich nach 10 Jahren in einem technischen Beruf dem Theater, der Akrobatik, Tanz, Gesang und Malerei, seit 1972 Autorin, Veröffentlichungen in Anthologien.

Ernst Bloch, 1885 - 1977, studierte Philosophie, kriegsbedingte Aufenthalte im Exil, Professor in Tübingen, Ehrenpreis des Deutschen Buchhandels 1967, ungezählte Werke mit philosophischen, politischen und religiösen Themen.

Werner Brand, * im Hunsrück, Schulzeit in Trier, Studien- und erste Berufsjahre in Bonn; lebt seit 1996 schreibend & malend am Niederrhein, Westmünsterland und Achterhoekgen, Vorträge im In- und Ausland.

Arthur Breinlinger, * 1943 in Minden. Studium in Bonn. In den 60er und 70er Jahren Rezensent von Lyrik-Lesungen in Bonn. 1969/1970 entstand das Buch „Vom Raben Was“ (Texte und Zeichnungen).

Bettina Brunstein, wohnhaft in Warstein/NRW, Studium: Jura, Katholische Theologie und Soziale Arbeit, von 1992 bis 1997 im Justizdienst, derzeit im Schuldienst tätig, diverse Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in Anthologien und Internet.

Reinhold Budde, * 1939 in Breslau, neubegierig, macht Bilder und Texte für Freunde: Hallo!

Marius Chivu, * 1978 in Horezu/Rumänien, lebt in Bukarest. Philologe. Veröffentlichungen von Buchkritiken und Rezensionen. Verantwortlicher Redakteur des TV-Literaturprogramms "Kaffee mit Sahne". Verleger der Literaturzeitschrift Dilemateca".

Holger Dauer, * 1961, prom. Germanist, Online-Redakteur bei 3Sat, Publizist und Literaturkritiker, schreibt und veröffentlicht Rezensionen und Kurzgeschichten.

Simona-Grazia Dima, wohnhaft in Bukarest, Universitätsstudium, Lyrikerin, Autorin von 9 Gedichtbänden, zahlreiche Veröffentlichungen in rumänischen und internationalen Literaturzeitschriften, Vorstandsmitglied des rumänischen PEN.

Elke Engelhardt, * 1966 in Verl, lebt und schreibt in Bielefeld, Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Peter Ettl, * 1954 in Regensburg, Redakteur und Schriftsteller, lebt in Marklkofen/Niederbayern. 23 Bücher, zuletzt: „Land schafft“, Gedichte, Kulturförderpreis Regensburg u Ostbayern

Marjana Gaponenko, * 1981 in Odessa/ Ukraine, Studentin der Germanistik, lebt in Frankfurt/Main, veröffentlicht Lyrik und Prosa in deutschsprachigen Literaturzeitschriften.

Rainer Maria Gassen, * 1946, Schulen und Universitäten in England und Deutschland. Lehrer für die Fächer Deutsch und Englisch an Schulen in England, Deutschland und Indien. Erste Veröffentlichung in dieser Nummer des Dichtungsring! Mitglied des DR

Stefanie Golisch, * 1961 in Detmold, Germanistikstudium und Promotion, Literaturwissenschaftliche und literarische Buch- und Aufsatzveröffentlichungen, lebt in Italien

Ines Hagemeyer, * 1938 in Berlin, Emigration nach Montevideo, Uruguay, Lyrik in Literaturzeitschriften, lebt jetzt in Bonn, Mitherausgeberin des DR, Gedichtband 2007 „Bewohnte Stille“, erschienen im POP-Verlag.

Haimo Hieronymus, * 1969 in Arnsberg, Studium der Kunst und Germanistik, etliche Ausstellungen auch internationale, im Bereich Grafik und bildende Kunst, div. Preise.

Stefan Heuer, * 1971 in Großburgwedel, lebt und arbeitet in Burgdorf bei Hannover, diverse Veröffentlichungen von Lyrik, Prosa, Malerei und Grafik.

Hans-Jürgen Hilbig, *1962 in Gießen, war als Torwart tätig, ein Gedichtband und viele Veröffentlichungen in Zeitschriften, Hörspiel "Zufällige Bekanntschaften" im Hessischen Rundfunk, lebt in Heuchelheim

Martin Hörner, * 1971, wohnt in Lambrecht, Studium der Komparatistik und Geschichte, Buchhändler und Werbetexter, div. Veröffentlichungen.

Jan-Eike Hornauer, * 1979 in Lübeck, Studium der Germanistik und Soziologie in Würzburg, wohnt in München.

Bruno Kartheuser, * 1947 in Liège. Lebt in Neundorf/Belgien. Herausgeber der Literaturzeitschrift "Krautgarten" und der "édition Krautgarten". Mitglied des belgischen PEN. Autor von Lyrik, Kurzprosa, Essay, geschichtliche Forschung, Übersetzungen, mehrere Preise.

Martina Klein, lebt in Berlin, Ausbildung in Literatur, Theater, Drehbuchschreiben, journalistische und pädagogische Tätigkeiten, zahlreiche Preise, sie schreibt Drehbücher für Film, Fernsehen, Theater- und Hörstücke und Prosa.

Katharina Körting, *1968 in München, aufgewachsen und wohnhaft in Berlin, Studium der Philosophie, Romanistik und Soziologie, freie Journalistin und Texterin.

Rainer Komers, * 1944 in Guben. Studentischer Filmclub Bonn; Leiter der Serigraphie der Galerie Denise René/Hans Mayer; Lehrauftrag an der Kunstakademie Düsseldorf, Meisterschüler; Fotograf, lebt in Mülheim an der Ruhr und Berlin.

Michael Krupp, * 1966 in Mendig, Studium der Germanistik, Psychologie und Niederlandistik, wohnt in Köln, etliche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, zwei romane, ein erzählband.

Rita Kupfer, * 1949, wohnt in Remagen, Lyrik in Anthologien, Einzelveröffentlichungen, literarische Objekte, Mitglied des DR.

Ingrid Leibhammer, * 1949 im Saarland, seit 1973 im Westerwald ansässig, Diplomübersetzerin, langjährige pädagogische Tätigkeit, schreibt Kurzprosa.

Leticia Mancino, * in Rom, Architektin und Künstlerin. Seit 1983 in Heidelberg. Ihr Gedichtband „Licht und Schatten“ erschien zu ihrer ersten Ausstellung 1991. Sie ist u.a. Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft Heidelberg.

Uwe Mackert, * 1953 in Stuttgart, lebt in der Eifel. Soziologe. Autor von lyrischen Texten.

Kai Meise, * 1984 in Bad Lauterberg, Schüler, reist, liest und schreibt gern.

Katrin Merten, * 1982 in Jena, Sozialpädagogin, zahlreiche Veröffentlichungen und Auszeichnungen, schreibt Lyrik und Kurzprosa.

Andrea Miesenböck, * 1978, aufgewachsen in Linz/Österreich. Schreibt seit etwa zwei Jahren Lyrik, lyrische Prosa und kleine Erzählungen. Empfindet Sprache als Faszination der leiseren Art.

Frank Milautzcki, * 1961 in Miltenberg a. Main, seit 1996 schriftstellerische und Kunst-Aktivitäten. Veröffentlichungen in diversen Magazinen und Literatur-Zeitschriften.

Barbara-Marie Mundt, * 1950 an der Bergstraße, Gedichte und Kurzprosa in Literaturzeitschriften, Mitherausgeberin des DR, lebt in Portugal.

Siegfried Mundt, * 1940 in Wismar, Schiffbauer, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, ein Roman, Mitherausgeber des DR, lebt in Portugal.

Paul Murphy, * 1956 in Belfast, vielsprachiger Literaturwissenschaftler und Maler.

Horst Nägele, * 1934 in Stuttgart, lebt in Dänemark, Sprachwissenschaftler, Literatur- und Philosophiehistoriker, zahlreiche Veröffentlichungen und Preise.

Emil Nicolae, * 1947 in Bacau, lebt in Piatra Neamt, Rumänien, Mitglied des rumänischen VS. Veröffentlichungen von Lyrik, Essays, Literaturkritik, Übersetzungen, Redaktionsmitglied der Literaturzeitschrift "Antiteze" und Fernsehredakteur.

Sandra Niermeyer, * 1972 in Melle, Niedersachsen, lebt in Bielefeld als freie Autorin, viele Preise und Veröffentlichungen.

Natasha Nuhanovic, * 1984 in Zagreb, Studium der Literatur in Kanada, veröffentlicht ihr erstes Buch mit Lyrik 2005.

Michael van Orsouw, * in Zug, Schweiz, Teil des Duos „Satz & Pfeffer“, Philologe, diverse literarische und kulturelle Projekte.

Boris Georgiev Paskov, * 1955, Studium der Bulgaristik in Plovdiv, Gymnasiallehrer, schreibt und veröffentlicht Lyrik.

PAPI, Künstlername von Emilian Roşculescu, * 1960 in Reschitza (Rumänien), seit 1989 in Deutschland, freier bildender Künstler im Münchner Süden; mehrere Lyrikbände.

Manfred Pricha, * 1954 in Altötting, lebt in Bochum. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien, auf CDs.

Fabian Probst, keine Angaben verfügbar

Queneauth ist ein Heteronym des Romanisten K. Alfons Knauth. 1981 Mitbegründer der Literaturzeitschrift DICHTUNGSRING. Dessen obras completas sind mischsprachige Mikrotex te. Er schrieb u.a. "Literaturlabor. La muse au point. Für eine neue Philologie".

Francisca Ricinski-Mari enfeld, * in Rumänien, wohnt in Bonn. Buchautorin, Journalistin u. Übersetzerin. Zahlreiche Veröffentlichungen u. Auszeichnungen. Leitende

Redakteurin von „Matrix“, im Redaktionsrat von "Poezia" und "Antiteze" (RO). Mit-herausgeberin des DR

Claudia Ratering, * 1961, lebt in Münster. Freie Autorin. Sie schreibt Sachartikel, Kurzgeschichten und Gedichte, tritt auf bei Poetry-Slams und veröffentlicht in Zeitschriften und Anthologien.

Sabine Römmer, * 1961, schreibt „Kriminelles“, auch Veröffentlichungen in einer Lyrikanthologie.

Günter Ruch, * 1956, lebt in Bad Neuenahr, Schriftsteller, Grafiker und Journalist, veröffentlicht erfolgreich historische Romane.

Horst Saul, * 1931 in Hennef/Sieg, Arzt; Lyrik, Kurzprosa und Essays in Einzelveröffentlichungen und Literaturzeitschriften, Mitglied des DR, lebt im Ahrtal.

Norbert Franz Schaaf, * 1952 in Bad Neuenahr, Bundeswehreinsatz u. a. in NATO-Hauptquartier Chateau/Belgien, Seefahrtbuch, EDV-Operator, Bankkassierer, Zugführer. Veröffentlichungen von Romanen, schreibt Drehbücher, Kurzgeschichten

Wendel Schäfer, * 1940 in Boppard und dort wohnhaft, über 45 Einzeltitel (Lyrik, Prosa, Epigramm, Aphorismen), in 150 Anthologien veröffentlicht, Herausgebertätigkeiten und Gestaltung von Grafiken, mehrere Preise und Stipendien.

Julia Schiff, * 1940 in Rumänien, Gymnasiallehrerin und Diplomübersetzerin, freiberuflich tätig, schreibt und veröffentlicht Romane, Erzählungen, Gedichte, Essays und Buchbesprechungen.

Iris Schröder, * 1970 in Soest, Gedichte und Kurzprosa in Zeitschriften, lebt in Berlin.

Michaela Schröder, * 1967 in Bremen, Lehrbeauftragte in Berlin und freie Autorin. Im Jahr 2006 gewann sie den Essaypreis der Büchergilde Gutenberg sowie den 2. Preis beim Würth-Literaturwettbewerb.

Tobias Sommer, * 1978 in Bad Segeberg (Schleswig-Holstein). Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Judith Stadlin, * in Zug, Schweiz, Teil des Duos „Satz & Pfeffer“, viele Veröffentlichungen, literarische Projekte, Tanz- und Theaterproduktionen.

Roland Steiner, * 1971 in Leoben (Ö.), Studium der Publizistik-, Kommunikationswissenschaft und Italianistik in Wien, Siena und Rom, lebt als freier Autor in Wien. Pro-saveröffentlichungen in Literaturzeitschriften, Hörfunk und Online-Magazinen.

Daniel Stuparu, * 1978 in Reschitz, Rumänien, Studium der Philosophie, Germanistik, Kommunikation und öffentl. Beziehungen, schreibt Lyrik, Theater, Prosa, Auf-

sätze, Übersetzungen aus dem Deutschen und dem Englischen, zahlreiche Preise und Ehrungen.

A.J. Weigoni, * 1958 in Budapest, lebt in NRW. Er arbeitete für das Westfälische Landestheater und für den WDR, Bereich Lyrik, Hörspiel, poetische Performances, Leitung von Hörspielseminaren, zahlreiche Veröffentlichungen und Stipendien.

Gerd Willée, * 1946, lebt in Bonn, kommuniziert gern, Mitherausgeber des DR

eje winter, * 1941, Kriegskind, trotzdem literarische Veröffentlichungen im In- und Ausland, Mitherausgeberin des DR

Sarah Wischka, * 1983, studiert Psychologie in Bremen, erste Veröffentlichung im Dichtungsring!

Unsere Kulturförderung: Gut für die Sinne. Gut für Köln und Bonn.



Kunst und Kultur sind für die gesellschaftliche Entwicklung entscheidend. Sie setzen Kreativität frei und fördern die Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem. Die Philosophie der Sparkasse KölnBonn ist es, vor Ort in einer Vielzahl von Projekten Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen. Mit unseren jährlichen Zuwendungen zählen wir zu den größten nichtstaatlichen Kulturförderern in Köln und Bonn. **Sparkasse. Gut für Köln und Bonn.**

Allee-Apotheke

Cornelia Grigutsch

Baumschulallee 1

53115 Bonn

0228 - 63 77 61

Ihre Apotheke im Schnittpunkt
zweier Alleen





Ferien in Algarve

- x Im **Januar** die Mandelblüte bestaunen
- x Im **Mai** wandern, Boot fahren
- x Im **August** an einsamen Stränden im Atlantik baden
- x Im **Oktober** Städte besichtigen, Fado hören
- x Im **Dezember** die Sonne genießen

Fahrrad fahren, Shoppen, Segeln, genießen ...
... das ganze Jahr

Gute Gründe für einen Urlaub an Portugals sonnigster Küste

Unser Ferienhaus für Ihren individuellen Urlaub -
fernab des Touristenrummels

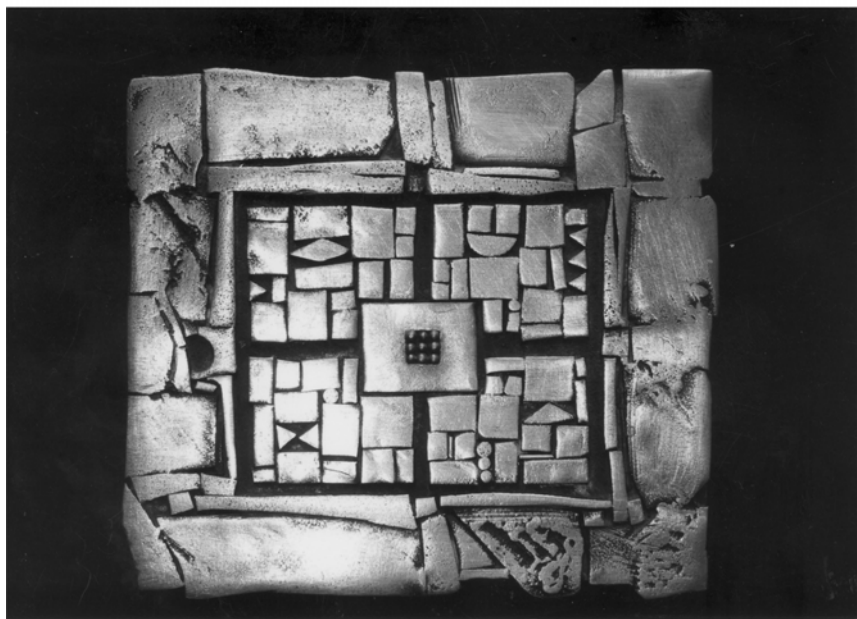
Info:

<http://www.ferienhaus-in-algarve.de/>

e-✉ barbara.mundt@gmx.net

☎ 00351-289702898

Franzky-Schmuck
Goldschmied
Brüdergasse 24
53111 Bonn
0228 - 9085850
www.franzky.de



Ich finde das Schöne
Es kann Sie verwandeln



Mode für Individualistinnen

LA CREOLE

e v a · clauda

Backstag[®]

cocon.commerz
PRIVATSACHEN

VETONO
be natural

CONSEQUENT

K R I N È S
BERLIN

NOA
NOA

LA CREOLE

zieht um:

ab 17. September 2007
finden Sie uns in der
Friedrichstrasse 38

Zur Eröffnung erhalten Sie
im ersten Monat bei Ihrem
Einkauf ein Geschenk!

La Creole GmbH
Franziskanerstr. 3 • (Am Stockentor) • 53113 Bonn
Tel. 0228 63 46 65 • www.lacreole.de

Mo.- Fr. 10.30 - 19.00 • Sa. 10.00 - 17.00

artur
für haare



Thomas-Mann-Str.25 – 53111 Bonn
fon 69 44 98



Der Mensch ist unser Maß

Orthopädie-Technik · Reha-Technik · Orthopädie-Schuh-Technik · Sanitätshäuser

Zentrale: Gutenbergstr. 22-24
53332 Bornheim-Sechtem
(Industriepark)

Telefon: 0 22 27 - 9 90 90
Fax: 0 22 27 - 99 09 98

Mail: Info@Riese-otz.de
www.Riese-otz.de

Sanitätshaus Riese ☐
Kasernenstraße 14
(Ecke Sternstraße)
53111 Bonn-Zentrum
Tel. 0228-651724

Sanitätshaus Riese ☐
Kölnstraße 24
50321 Brühl-Zentrum
Tel. 02232-941488

Sanitätshaus Riese ☐
Kölner Ring 169
50374 Erftstadt-Lechen.
Tel. 02235-690281

Sanitätshaus Riese ☐
Aachener Straße 455
50933 Köln
Tel. 0221-408014

Zessibong

Accessoires & Geschenke

Bonngasse 16

53111 Bonn

Tel.: 0228 - 9814521

Mo - Fr 10.00 - 19.00

Sa 10.00 - 18.00

www.zessibong.de

KRAUTGARTEN-FORUM FÜR JUNGE LITERATUR



50. Ausgabe: Juni 2007

AUTORINNEN UND AUTOREN

Hannes ANDERER, D Annweiler
Dominic ANGELOCH, D Berlin
Jeff BEER, D Mitterteich
Holger BENKEL, D Schönebeck
Markus BREIDENICH, D München
Beatrix DIENER, D Pettendorf
Iain GALBRAITH, D Wiesbaden
Leo GILLESSEN, B Heuerm
Moritz HEGER, D Stuttgart
Winand HERZOG, D Mönchengladbach
Stephan KARETH, D Fürth
Hilde KETELEER, B Morsel
Sabina LORENZ, D München
Roger MANDERSCHIED, L Luxemburg
Katrín MERTEN, D Mainz
Borislav RADOVIC, S Belgrad
André SCHINKEL, D Halle
Mario WIRZ, D Berlin

KRAUTGARTEN 25 JAHRE



DER KÜNSTLER
ROBERT SCHAUS



GEDENKEN IN
BUCHENWALD



VON
HANNES ANDERER



BEATRIX DIENER
ÜBER FRIDA KAHLO

Kontakt: Bruno Kartheuser
Pf. 42 - 4780 St.Vith
Tel. 0032 8022 7376
Fax 0032 8022 9412

Internet:
www.krautgarten.be
e-mail:
bruno.kartheuser@skynet.be

IN VORBEREITUNG:

- ANTHOLOGIE OSTBELGISCHER LITERATUR
- ANTHOLOGIE KRAUTGARTEN 25 JAHRE
- FESTSCHRIFT: **KRAUT UND PFLASTER**. MIT BEITRÄGEN VON 100 AUTOREN & KÜNSTLERN

Sie haben einen Dichter ermordet. Für tot
haben sie mich in der Zeitung
erklärt, sagtest du. Sie. Sie. Diese traurigen
Menschen, die auf die Wahrheit
schießen. An diesem Tag gab es keinen
Herbst, es fielen keine Blätter, sondern nur
Seiten aus Büchern und Buchstaben
fielen wie Regentropfen über die Stadt,
die vergaß.

(NATASHA NUHANOVIC: Der Tod)

wⁱr^rw^arⁿe^ew
e^t
|

